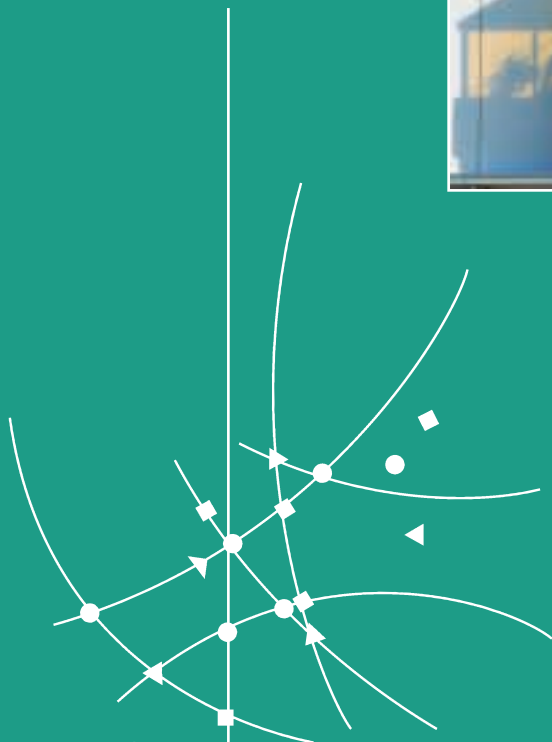


# w o h n b u n d i n f o r m a t i o n e n



ÄSTHETISCHE  
NACHHALTIGKEIT



I+II/10

## Inhalt

|    |                                                                                                                                                                         |
|----|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| 3  | <b>Editorial</b>                                                                                                                                                        |
| 6  | <b>1<br/>Die Verantwortung für die Ästhetik der Wohnung,<br/>des Hauses und der Stadt</b><br>Was ist schön? Was ist „ästhetisch“?<br>Joachim Brech                      |
| 20 | <b>2<br/>Baukultur und genossenschaftliche Identität<br/>zur Architektur der frühen Wohnungsbaugenossenschaften</b><br>Renate Amann, Barbara von Neumann-Cosel          |
| 30 | <b>3<br/>Schön, wahr, gut – die Architektur von Baugemeinschaften</b><br>Joachim Reinig                                                                                 |
| 34 | <b>4<br/>Eine neue Einfachheit – der Freistil der<br/>zeitgenössischen Architektur und<br/>die historische Tradition der Einfachheit</b><br>Vittorio Magnago Lampugnagi |
| 38 | <b>5<br/>Neue Technologien des Planens und Bauens – neue Architektur?</b><br>Joachim Brech                                                                              |
| 51 | <b>6<br/>„Bauherr und Architekt sind wie Hase und Igel“</b><br>Interview mit Riklef Rambow, geführt von Paola Carega                                                    |
| 54 | <b>7<br/>Architektur und Soziales – der „erste Wiener Wohnbaupreis“</b><br>Joachim Brech                                                                                |
| 60 | <b>Rezensionen</b>                                                                                                                                                      |
| 64 | <b>Impressum, Bildnachweis</b>                                                                                                                                          |
| 65 | <b>Beitrittserklärung</b>                                                                                                                                               |



# ÄSTHETISCHE NACHHALTIGKEIT

## Editorial

Die Beiträge in diesem Heft sind der Frage gewidmet, welchen baukulturellen Beitrag die alternativen Wohnprojekte und die jungen Genossenschaften geleistet haben und welchen sie – und auch die Wohnungswirtschaft generell – künftig leisten könnten und sollten.

Das Thema Baukultur – oder Architektur – hat der wohnbund in den letzten Jahren vernachlässigt. Jetzt, wo die Politik und die Architektenverbände in Bund und Ländern das Image, das Baukultur in der Öffentlichkeit hat, in Dienst nehmen, wo neue Internationale Bauausstellungen organisiert werden, scheint es an der Zeit, dass sich auch der wohnbund dieses Themas wieder annimmt.

Erinnern wir uns an Klaus Novy, einen der Gründer des wohnbunds. Unermüdlich hat Klaus Novy in Vorträgen die These vertreten, man sollte beim Spaziergang durch die Stadt die Häuser der Genossenschaften und der neuen alternativen Wohnprojekte an ihrer Erscheinung sogleich erkennen können. Sie sollten im Ensemble der Stadt durch eine ganz besondere Qualität herausragen: Inhalt und Form sollten sich in Übereinstimmung befinden.

Zurückblickend war das bei den frühen Genossenschaftsbauten ja gelungen. Ihr Baustil, ihre Architektur, grenzt sich vom Üblichen ab und war als genossenschaftlicher eindeutig zu identifizieren. Die Genossenschaftsbauten hatten einen spezifischen Charakter. Die Genossenschaften waren in der Tat stadtbildend.

Ebenso die Reformbauten der 20er-Jahre. Ihre Architektur ist Ausdruck einer gesellschaftlichen Idee der Moderne. Sie thematisierten deshalb auch die Art und Weise der Produktion der Wohnungen.

Auch bei vielen heutigen Wohnprojekten der Baugemeinschaften ist die Intention ihrer Bewohner in der Architektur durchaus unverkennbar. Man sieht, dass hier andere Lebensformen möglich sind als im „normalen“ Wohnungsbau.

Das heißt aber noch nicht, dass die Gebäude der Genossenschaften und der Wohngruppen auch in baukultureller oder architektonischer Hinsicht Maßstäbe setzen würden. Viele ihrer Protagonisten haben hier wenig Ambitionen. Sie sehen keine Verantwortung über das Eigene hinaus. Sie sind wenig experimentierfreudig. Sie setzen keine neuen ästhetischen Impulse in der Stadt gegenüber der Tristesse der Bauträgerhäuser. Es gibt sogar manche rein kommerziell errichteten Wohnhäuser, die in ästhetischer Hinsicht mehr bieten.

Vor allem wird oft übersehen, dass eine hohe ästhetische Qualität auch zur Nachhaltigkeit eines Gebäudes beiträgt. Zum einen, weil solche Gebäude bautechnisch meistens besser sind, zweitens, weil sie auch nach Jahrzehnten optisch – wir sind ja Augenmenschen – noch nicht verschlissen sind.



Wagnis eG, Ackermannbogen in München

Wird von den Baugemeinschaften und Genossenschaften damit zu viel verlangt? Woran sollen sie sich orientieren? Können wir überhaupt einigermaßen eindeutige Aussagen treffen über ästhetische Qualität?

Wir betreten ein schwieriges Feld. Auf die unendlichen architektur-theoretischen Erörterungen können wir uns hier nicht einlassen, so wenig, wie das in der Praxis die Baugemeinschaften und Genossenschaften tun können. Unseren eigenen Wahrnehmungen ist auch nicht zu trauen. Sie sind geprägt durch Erziehung, Tradition, Herkunft und bestimmt durch eigene Lebensentwürfe. Sozial verankerte ästhetische Kodierungen, die die frühen Genossenschaftsbauten oder die Reformbauten der 20er-Jahre auszeichneten, oder wie sie auch noch bis in die Neubausiedlungen bis in die 70er-Jahre Gültigkeit besaßen, kennen wir heute nicht mehr. So vieles ist gleich gültig. Die Moden der Architektur wechseln fast wie die der Kleidung oder der Autos.

„Architektur“ ist das komplexe Ergebnis eines komplizierten und aufgrund immer neuer Anforderungen immer komplexer werdenden Prozesses, bestehend aus unterschiedlichen Komponenten. Architektur ist also in keinem Falle bloß das Erscheinungsbild eines Hauses. Die einzelnen Komponenten sind: innere und äußere Funktionalität entsprechend den Anforderungen der Nutzung, Kontextuierung zur Umwelt oder Umgebung, Bautechnologie und Gestaltung, also die Struktur, die Ausformung, die Wahl des Materials usw. Von dem, was in dieser Gemengelage zustande kommt, sehen sich viele Architekten, wenn das Haus endlich steht, zu distanzieren genötigt. Andererseits müssen sich auch die Architekten gefallen lassen, zu wenig über die ästhetischen Kodierungen, die sie bei ihren Entwürfen verwenden, zu reflektieren.

Architektur, die wir – meistens interessanterweise übereinstimmend – als „gute“ anerkennen, auch wenn sie nicht unbedingt „gefallen“ muss, vereint die Bestandteile Funktion, Konstruktion, Gestaltung etc. in „ausgewogener“ Weise. Das ist Baukunst. Gebäude, bei denen einzig ihre Funktionalität zählt, wie etwa bei den Supermärkten der Discounter, empfinden wir als unsere ästhetischen Vorstellungen missachtend. Wird andererseits nur auf Gestaltung geachtet, fehlt ihr Bezug zur Funktionalität, zum städtebaulichen Kontext oder zur Wirtschaftlichkeit, dann kommen jene modischen Häuser zustande, deren Anblick schon nach wenigen Jahren stört, z.B. Häuser mit aggressiven Spitzen oder Stahlorgien bei Vordächern oder Blendfassaden zur Kaschierung eines banalen Inhalts, wie sie einige Jahre in Mode waren; Schauarchitekturen wie zum Beispiel die BMW-Welt in München, die schon bei ihrer Fertigstellung den Keim des Verfalls in sich haben; oder andere Versatzstücke der Architektur der internationalen Elite, die beim Wohnungsbau mit einer Zeitverzögerung karikaturartig endlich ankommen.

Es geht um die Wirkung, die ein Gebäude auf uns hat, um die Gefühle, die es in uns wachruft oder die Gefühle, die wir auf ein Gebäude projizieren. Um die Assoziationen, die es hervorruft. Um die sozialen Zuordnungen, die wir mit einer bestimmten Form verbinden. In welchem Haus möchten wir gerne gesehen werden? Und auch: welche Wirkungen hat ein Gebäude im Kontext der Nachbarschaft und des Stadtteils?

Es soll hier also eine neue Kategorie eingeführt werden: ästhetische Nachhaltigkeit. Analog zu den anderen Nachhaltigkeitsfeldern: wirtschaftliche, soziale, ökologische Nachhaltigkeit, würde das Postulat hier, ganz einfach ausgedrückt, lauten: Baut nichts, was künftigen Generationen nicht mehr gefallen würde.

Dazu soll dieses Heft Fragen aufwerfen und Anregungen geben.

**IM ERSTEN BEITRAG** wird gefragt: Was ist schön? Was ist „ästhetisch“? Gibt es verallgemeinerbare Kriterien oder ist das Schönheitsempfinden kulturell bedingt? Und: wer trägt die Verantwortung für die Ästhetik der Wohnung, des Hauses und der Stadt – die Planenden, die Auftraggeber, die Bewohner?

#### RÜCKBLICK

Renate Amann und Barbara von Neumann-Cosel zeigen, dass den frühen Genossenschaften diese Thematik ein mit der Ökonomie gleichwertiges Anliegen war, und wie einige – wenige – Nachfolgerinnen es wieder aufgegriffen haben.

#### ANSÄTZE

Joachim Reinig zeigt an Hand von jüngeren Wohnprojekten, dass es auch heute in der Kooperation zwischen Bauleuten und Architekten zu ästhetisch anspruchsvollen Gebäuden kommen kann. Er beleuchtet aber auch die Schwierigkeiten der Bauleute-Architekten-Beziehung.

#### EINFACHHEIT

Vittorio Lampugnami plädiert für ein Zurück zum einfachen Bauen, nicht im Sinne eines ästhetischen Minimalismus, sondern der Ästhetik der alltäglichen Zweckmäßigkeit. Ein angesichts der überbordenden Vielfalt und Beliebigkeit in der Wohnbauarchitektur hilfreiches Plädoyer.

#### BAUTECHNIK

Joachim Brech versucht den Zusammenhang zwischen Gestaltung und Bautechnologie aufzuzeigen, und plädiert für eine neue strukturelle Ästhetik und die Anwendung der modernen Planungstechniken und neuer Baustoffe.

#### VERMITTLUNG

Wie nehmen Laien Architektur wahr? Mit dieser Frage beschäftigt sich in einem Interview der Berliner Architekturpsychologe Riklef Rambow. Vieles, was Architekten als Meisterwerk betrachten, können Laien nicht nachvollziehen. Er rät Genossenschaftsverantwortlichen, die Bauprojekte beurteilen müssen, auf jeden Fall die „Laienbrille“ aufzubehalten.

#### ZEICHEN SETZEN

Gelungenes auszeichnen. Joachim Brech berichtet über den 2009 vergebenen „Ersten Wiener Wohnbaupreis“, der einem Projekt verliehen wurde, bei dem die architektonischen und die sozialen Qualitäten auf das Engste miteinander verbunden sind.

Die Autorinnen und Autoren hoffen, mit diesem Heft einen Impuls für weitere Diskussionen gegeben zu haben. Foren, bei denen der wohnbund seine Ideen einbringen kann werden genug geboten. Vielleicht könnte eine alte Idee von Klaus Novi wieder aufgegriffen werden: ein wohnbund-Preis, aber explizit für besondere architektonische Qualität.

Für eventuelle Redundanz in den Beiträgen bitten wir um Nachsicht.

DR. DIPL.-ING. JOACHIM BRECH  
[www.joachimbrech.de](http://www.joachimbrech.de)



## DIE VERANTWORTUNG FÜR DIE ÄSTHETIK DER WOHNUNG, DES HAUSES UND DER STADT

JOACHIM BRECH

WAS IST SCHÖN? WAS IST „ÄSTHETISCH“?

**Das Haus und die Wohnung – ein Mittelpunkt im Leben**



Beispiel Dortmund W.I.R. e.V.  
Der Wohnhof gilt als eine Idealform der  
Wohngruppenprojekte und ist geradezu  
Metapher für die Intention.

Das Haus ist seit jeher mehr gewesen als eine schützende zweckdienliche Hülle. Immer schon schmückten die Menschen es aus mit Malerei, Ornamenten und künstlerischen Gegenständen. Auch die Utensilien des Alltags wurden verschönt. Die Handwerker waren nicht nur gute Techniker auf ihrem Gebiet, sondern auch Kunsthandwerker. Die künstlerische Gestaltung des Hauses, der Wohnung und der Einrichtung war also offensichtlich seit jeher ein ganz wesentliches Bedürfnis, auch wenn sich die Intentionen immer wieder wandelten und neue Techniken zu neuen Formen führten.

Heute, wo wir in unseren Ländern einen bislang nicht gekannten Wohlstand genießen, sollte sich eigentlich auch unsere Umwelt, sollten sich die Städte und ihre Gebäude durch eine höchste künstlerische Qualität auszeichnen, besonders die Wohnhäuser, egal ob es sich um luxuriöse oder einfache Häuser handelt. Denn Gestaltqualität ist keine Frage des Preises.

Das Gros der Häuser in unseren Städten, die Wohnhäuser, hat aber baukünstlerisch keine Qualität. Sind die Baukünstler, die Architekten, nicht qualifiziert genug, liegt die Schuld bei den Bauleuten, Wohnungsunternehmen und Bauträgern? Würden sich die Nutzenden selbst anderes wünschen?

Wie konnte es dazu kommen, dass zwischen der im Großen und Ganzen vorherrschenden Banalität unserer Wohngebäude und der Bedeutung, die das Haus und die Wohnung für die Einzelnen hat, eine solche Diskrepanz besteht?

Zwar verbringen wir viel Zeit auch in Büros, Werkhallen, Schulen usw., so dass wir auch hier überlegen sollten, welche Architektur für uns gut wäre. Aber die Wohnung ist doch der wichtigste Ort im Leben und er scheint mit dem gesellschaftlichen Strukturwandel immer wichtiger zu werden. In der Wohnung verbringt man mehr Zeit als in anderen Räumen, hier gibt es mehr individuelle Entscheidungsmöglichkeiten. Die Wohnung ist mehr als ein zweckdienlicher Raum zum Schlafen, Kochen, Waschen usw., sie ist ein Schutzraum, eine Kapsel, eine Umhüllung in einem übertragenen Sinn. Deshalb ist es uns so wichtig, Haus und Wohnung schön zu gestalten.

**Doch was ist – heute – schön?**

### 1. GIBT ES EIN „NATÜRLICHES“ SCHÖNHITSEMPFINDEN?

Wir Menschen sind das höchstentwickelte Augenwesen der Evolution. Zwar können wir ein Haus auch anfassen, wir können es sogar hören, wenn etwa der Wind entlang streicht, wir können sogar vom Haus etwas riechen – Holz, nassen Putz –, aber mehr als mit den anderen Sinnen nehmen wir die Umwelt mit dem Auge auf.

Auch wenn in der Evolution der Klang das erste Kommunikationsmedium gewesen sein soll, so ist bei uns Menschen doch das Bild, sind also optische Signale seit jeher das wichtigste Mittel, die Natur, Götter und Geister zu begreifen. Deshalb investierten unsere Vorfahren viel und ernährten ihre Künstler, die die Wohnhöhlen mit Zeichnungen versahen. Aus dem Begreifenwollen der Natur

Fotos S. 6 –11 aus dem Band „*Neues Wohnen mit Nachbarschaft*“, Hrsg. Ministerium für Bauen und Verkehr des Landes Nordrhein-Westfalen; Fotograf: Manfred Vollmer



erwuchs der Wunsch nach Schmuck, entstand Kunst. Über Jahrhunderte wurden in vielen Kulturen die Häuser, auch die einfachen Wohnhäuser, oft aufwändig bemalt – eine Kunst, die heute leider fast nicht mehr ausgeübt wird.

Schmucklose Höhlen, Hütten und Häuser würden ihren funktionalen Zweck genauso erfüllen wie bemalte oder geschmückte, aber sie würden uns nicht gefallen. Wir empfinden sie als kalt. So werden z.B. die Gründerzeithäuser noch heute von vielen als schön angesehen, obgleich hier meistens nur vorgefertigte Stuckatur angeklebt ist ohne künstlerische Ambition, sondern nur als Dekoration.

Was auch immer wir als schön empfinden: die von den Gebäuden ausgehenden optischen Signale sind wirksam. Das Wort Ästhetik, mit dem wir diese Wirkung qualifizieren wollen, kommt vom griechischen Aisthesis, deutsch: Empfindsamkeit. Empfindsamkeit für das Schöne.

Nun ist Empfindsamkeit für das Schöne keine Naturgabe sondern eine kulturell geprägte Fähigkeit. In jeder Epoche und auch an jedem Ort in der Welt erdachte man sich andere Schönheitsideale. Wenn also die Empfindsamkeit für das Schöne eine kulturelle Sache ist, dann kann die Empfindung auch gefördert, unterdrückt oder auch manipuliert werden.

Beispiel Dortmund W.I.R. e.V.  
Am deutlichsten unterscheiden sich die Wohngripenprojekte vom üblichen Wohnungsbau durch die Qualität der Freiräume. Statt den peinlich abgezielten und eingezäunten Privatterassen gibt es hier individuelle private Flächen und fließende Übergänge in die Gemeinschaftsflächen



Beispiel Dortmund W.I.R. e.V.  
Eine alltägliche architektonische Qualität wird relativiert durch die Gestaltung des Innenhofs.



Die Empfindsamkeit für die Umwelt ist auch innerhalb ein und desselben Kulturkreises höchst unterschiedlich. So kann die Ästhetik, die einer amorphen Einfamilienhausagglomeration innewohnt, dem einen geradezu physische Übelkeit bereiten, dem anderen Freude und Stolz. Die Kunstgeschichte gliedert die Entwicklung in Epochen, in denen die Menschen ein und desselben Kulturkreises ganz unterschiedliche Schönheitsideale hatten und dafür bestimmte Stile, man könnte auch sagen, Normen, festlegten.

Gibt es also keine eindeutigen und keine anderen als gesellschaftliche, also kulturell bedingte Maßstäbe für das Schöne? Ist in jeder Zeit etwas anderes schön? Empfinden wir unsere Umwelt immer wieder anders?

Nicht ganz. Niemand würde ein Gebäude, die Macht durch Größe ausdrücken – ein Justizpalast, ein Dom, ein Tempel, ein Aufmarschplatz, ein Mega-Center des Konsums usw. – als schön bezeichnen. Man bewundert solche Architektur wegen der Bautechnik, ihrer Kühnheit, ihres Volumens, ihrer Standhaftigkeit über Jahrhunderte, ihres Eindrucks wegen, den sie auf uns machen. Als schön empfinden wir solche Mega-Gebäude allenfalls, wenn sie in Bezug zu noch Größerem im Blickraum gesetzt werden, also die Türme des Doms in der Silhouette der Stadt. Oder man bewundert Gebäude wegen ihrer einzigartigen Eleganz, die große Gebäude ja durchaus besitzen können, ebenso wie eine Vase oder ein Kleid elegant sein können. Oder ein Sessel, den wir als elegant empfinden, der aber nicht unbedingt bequem ist. Oder wir bezeichnen

Beispiel links: Emsdetten Hof Eiche 24

Beispiel rechts: Köln Philia

Beispiel unten: Münster – Die Bremer Stadtmusikanten

Diese Architektur unterscheidet sich nicht vom üblichen Bauträgerangebot







Beispiel Bielefeld –  
Baugenossenschaft Waldquelle e.V.

Ökologie in gemütlichem Gewand. Ein Beitrag zu einer ökologischen Baukultur lag offenbar nicht im Interesse der Genossenschaft.

eine Konstruktion als raffiniert. Aber Raffinesse ist nicht gleich Schönheit. Hingegen wird jeder, der vor einem kleinen blühenden Garten steht, wie ihn in manchen Gegenden jedes Bauernhaus hat, sagen: das ist schön. Ein Dom gewaltigen Ausmaßes kann tiefes Erschauern hervorrufen und Bewunderung, aber schön ist doch ein Kleinod, etwa die Wieskirche oder die kleine romanische Dorfkirche in einem französischen Dorf. Also scheint Größe, oder sagen wir: Übersichtlichkeit und Begreifbarkeit, ein Kriterium zu sein und „Natürlichkeit“ ein weiteres dafür, was in uns eine gute, angenehme, ja tiefere Empfindung hervorruft: „Oh, wie schön!“

### Die Schönheit geordneter Strukturen

Mit der Entwicklung der Zivilisation und dem Anwachsen der Bevölkerung haben wir uns, besonders in den Städten, von Natürlichem entfernt und die Dimensionen von Größe erweitert. Dieser Prozess vollzieht sich weiter, auch bei den Wohnhäusern. Wirtschaftliche und ökologische Gründe sind einleuchtend. Das Natürliche und die übersichtliche Größe sind aber ein Bedürfnis geblieben. Doch oft verkümmert es in der Karikatur des Reihenhaushausgartens oder in der Ödnis der so genannten Zwischenstädte.

Es gibt noch ein weiteres Kriterium für das Schöne, das, wie ich glaube, einen Allgemeinheitsanspruch erheben könnte, denn es wird von der Natur vorgegeben und kann von uns als Sehenden erkannt werden: Ordnung oder die Ordnungsprinzipien von Strukturen. Wir ziehen regelmäßige Formen den unregelmäßigen vor. (Ich meine damit nicht: geometrisch.) Wir suchen „Ausgewogenheit“. Ein abstraktes Gemälde empfinden wir dann als schön, wenn Farben und Formen sich in einer Balance befinden, wenn es nicht kippt, sondern schwebt. Dekonstruktivistische Bilder analysieren den Gegenstand, indem sie ihn zergliedern, das Bild selbst ist aber in sich ruhend und statisch. Auch wenn Dynamik dargestellt wird, dann in ausbalancierter Raumteilung. Regelmäßige Strukturen in der Natur, eine Feder, ein Kristall, die Adern eines Blatts, die Struktur eines Blütenstengels, faszinieren durch die ihnen (aufgrund dieser strukturellen Eigenschaft) innewohnende Schönheit. Auch ein wildgewachsener Baum besteht aus geordneten Strukturen, und wir finden ihn schön, wenn er in einer bestimmten Balance der Landschaft steht.

So gesehen könnte man durchaus verallgemeinerbare und für den Architektorentwurf operationable Kriterien für Schönheit nennen: Beschränkung der Größe bzw. Differenzierung oder Gliederung der Größe und strukturelle Ausgewogenheit, Klarheit und Ordnungen.

Beispiel Düsseldorf Öko-Siedlung Unterbach, gebaut 1990

Bei diesem Projekt führt die intensive Begrünung zu einer speziellen architektonischen Identität, wie sie ein Wohngruppenprojekt auszeichnen sollte



Die Sehnsucht und die Suche nach Schönheit und Harmonie wäre unsinnig, würden wir nicht glauben, dass es sie gibt und folglich nicht alles gleichgültig ist.

## 2. DAS KULTURELLE SCHÖNHEITSEMPFINDEN

Unsere Vorstellungen, wie ein Haus und eine Wohnung aussehen sollte, sind durch Herkunft und Bildung geprägt. Ausschlaggebend ist auch die jeweilige Lebenssituation. Die Vorstellungen richten sich auch nach den Möglichkeiten, die die Gesellschaft den Menschen in ihrer Zeit bietet.

Am Äußeren gibt man zu erkennen, wie und wo zugehörig man gesehen werden möchte. Das Bedürfnis nach Zugehörigkeit ist zugleich eines nach Abgrenzung. Zur Abgrenzung tragen die ästhetischen Kodierungen mit bei. Der Lebensstil, also die Art und Weise wie man sich kleidet, welches Auto man fährt, wohin und wie man reist und vor allem wo und wie man wohnt, wird immer wichtiger. Hier geht es um das Erscheinungsbild. Wäre der Mensch ein rationaler homo oeconomicus, dann stünde es schlecht um unsere Baukultur, die ja wesentlich eine visuelle Kultur ist. Das haben wir in den 20er-Jahren gesehen mit der Frankfurter Küche, die Metapher für Egalisierung und Rationalisierung der Ästhetik schlechthin. Die Küche war nach der Zweckmäßigkeit der Hausarbeit, die man vereinfachen wollte, optimiert, widersprach aber in ihrer minimalisierten Ästhetik und der Vervielfältigung den Wünschen der Menschen nach eigenen Ausdruckformen und nach Unzweckmäßigkeit. Aber es besteht eine große Verunsicherung, denn es gibt heute nicht mehr die durch Klassen oder sozialen Stand geprägten Schönheitsideale. Keine soziale Bewegung bietet Anhaltspunkte, wie das etwa zur Zeit der Reformbewegung der Fall war.

Heute gibt es beim Wohnungsbau kein durch Stand oder eine soziale Bewegung definiertes Schönheitsideal. Die Architekten bekommen keine Orientierung. Vielleicht ist das ein Grund, weshalb die Architekturmoden sich so schnell wandeln, weshalb man bei Architektur überhaupt von Moden spricht und nicht von Stil. Wohl noch zu keiner Zeit hat die Wohnbauarchitektur eine derart kurze Halbwertszeit besessen wie heute.

Was erwarten die Menschen von der Gestaltung ihres Hauses? Was soll ein Haus ausstrahlen, zeigen, verkünden?

### Integriertseinwollen

Wie auch immer die Schönheitsideale in der Geschichte definiert worden sind – durch Sippe, Stand, Klasse – so sind doch die Wünsche, die auf die Gestaltung des Hauses projiziert werden, die gleichen geblieben. Sie soll der Umwelt signalisieren: wer hier wohnt, gehört dazu, ist integriert, anerkannt. Integriertsein bedeutet neben anderem, sich einer gesellschaftlich geachteten sozialen Gruppe – heute spricht man von Milieu – zurechnen zu können. Hier spielen die Erscheinungsbilder und die Statussymbole, die ein Milieu bei Kleidung, Urlaubszielen, Automarke und auch beim Wohnhaus kennzeichnen, eine entscheidende Rolle. Ich glaube nicht, dass es jemanden gibt, dem es egal ist, wie man ihn einschätzt. Selbst der, der meint, über allem zu stehen und unabhängig zu sein von den Meinungen Anderer, wird eben dieses irgendwie ausdrücken wollen. Deshalb sollte die Architektur eines Wohnhauses auch die Selbstdarstellung der dort Wohnenden sein.

Der Reformwohnungsbau der Genossenschaften dekorierte Zufahrten und Hauseingänge als Zeichen des Stolzes der Klasse und der Abgrenzung. Das Neue Bauen der 20er-Jahre verklärte die Dekorlosigkeit zum neuen Dekor des Sozialen und des Fortschritts der Moderne. Auch ein Giebeldach war hier schon Dekoration. Der Wohnungsbau des Wiederaufbaus verzichtete weitgehend auf Dekoration und Symbolik. Bei den Stadterweiterungen seit den 60er-Jahren bis heute wurde die städtebauliche Großform zum Symbol, obgleich nicht erst die postmoderne Periode darauf aufmerksam machte, dass in der reinen Zweckmäßigkeit ein Mangel und in der zum Symbol erhobenen Großformatigkeit ein fataler Fehler liegt.

Bei den Symbolen, die das Integriertsein vermitteln, orientieren wir uns nach oben, nach den Milieus, die wir als kulturell oder wirtschaftlich höher stehend ansehen. Deshalb sind die Bilder des Wohnungsbaus besonders der mittleren Marktsegmente oft Zitate der Gestaltung von Wohnhäusern der höheren oder höchsten Segmente oder von historischen Gebäuden. Schon 1978 haben Venturi u.a. versucht, die Zeichen in den Dekorationen zu entschlüsseln, die die Bewohner in den amerikanischen Vorstädten an ihren Häusern anbringen. Gartentore, Garagenzufahrten, Eingangstüren, Fenstergitter usw. entdeckten sie als billige Nachahmungen der Villen der Reichen. Damit grenzen sich die Bewohner gegen die unteren sozialen Schichten ab und definieren die Kodierungen ihres eigenen Milieus. Dieses Bedürfnis nach Zugehörigkeit und Anerkennung trägt auch heutige Marketingstrategien.

Die Bauträgerwerbung, die heute explizit gerade auf dieses Bedürfnis rekurriert, zeigt, dass dieses wesentlich entscheidungsleitend ist. Wir finden in der Werbung besonders jene Bauelemente als Schönheitsideale hervorgehoben, die – uns Augenmenschen – Wohlhabenheit und Prestige signalisieren und Anerkennung bringen, wenn man FreundInnen, KollegInnen und Verwandten seine Adresse nennt.

Integration entsteht, wenn bis zu einem gewissen Grad die Formensprachen angewendet werden, die im allgemeinen Trend liegen, und die zeigen, dass man mithalten kann. Das Erscheinungsbild des Wohnhauses spielt dabei eine sicherlich ebenso große Rolle wie Auto und Kleidung. Eine Wohnanlage, die das Integriertsein bestätigen soll, mit der sich die Bewohner also, wie man sagt, identifizieren, kann heute deshalb weder allein nach Zweckmäßigkeitserwägungen noch nach ideologischen Zielsetzungen oder sozialpolitischen Normen gestaltet werden. Es sei denn, eine Gruppe leitet aus ihren ideologischen Wer-



Tübingen

Am Beispiel Tübingen wird deutlich, wie sehr die städtebauliche Disposition – hier die Parzelle – die Architektur mitprägt. Wesentlich für das städtische Erscheinungsbild ist nicht allein das einzelne Haus, sondern die Vielfalt des Straßenraums. Die architektonische Qualität des einzelnen Hauses wird dabei relativiert.



Dieses Haus einer Baugemeinschaft reiht sich in die zeitgeistige Architektur der Hafencity-Bebauung ein. Love architecture and urbanism ZT GmbH, Graz



ten eine spezielle Form ab, durch die die Gruppe dann auf Anhieb erkennbar wird, z.B. die Anthroposophen.

### **Individuell, einzig sein wollen**

Eine andere Erwartung an die Gestaltung resultiert aus dem Wunsch, Individualität auszudrücken. Dieses Bedürfnis ist nicht neu, in unserer Zeit aber, wo wir glauben, freier und individueller leben zu können als jemals zuvor, herrscht eine nie da gewesene fast globale Egalisierung und in Folge davon ein Individualisierungsnotstand.

Auf der einen Seite möchte man nicht Außenseiter sein, möchte sich einreihen – siehe Reihenhaus, das nicht nur wegen des geringen Flächenverbrauchs gebaut wird, denn dafür gäbe es andere Bauformen, z.B. das Gartenhofhaus –, und auf der anderen Seite bietet das dem Blick der Vorübergehenden zugewandte Miniterritorium Raum für die individuelle Selbstdarstellung. Überall kann man sehen, selbst bei den Reihen des Neuen Bauens in Frankfurt, wie die Bewohner ihr standardisiertes Haus individualisieren. Eingangstüren werden ausgewechselt, aufwändigere Vordächer werden angebracht, Lampen, Briefkästen usw. für wen?

### **Unvernünftig sein**

Auch ist das Bedürfnis unvernünftig zu sein, es sich leisten zu können, unvernünftig zu sein, groß. Man möchte gar keine strenge, wirtschaftlich vernünftige Architektur. Zum Hundertwasser-Haus in Wien pilgern Jahr für Jahr Abertausende, denn das ganze Haus ist bautechnisch unvernünftig, krumm, gebogen und verspielt, märchenhaft. So möchte man zwar nicht selbst wohnen, aber Versatzstücke dieser Architektur sind doch beliebt. Bauträger stellen Säulen und ein Tympanon vor den Eingang eines Hauses mit gerade einmal 120 Quadratmetern Wohnfläche. Eine statische Funktion haben die Säulen nicht.

### **Ordnung**

Schließlich soll eine Ästhetik der Ordnung vermitteln, dass man die bürgerlichen Regeln, Vereinbarungen und kulturellen Standards des Zusammenlebens achtet. Das findet seinen Ausdruck besonders bei den Schauseiten des Hauses. Die Ordnung des Vorgartens, des Eingangs, der Zutaten, z.B. der Vorhänge usw. spiegelt die Lebensordnungsprinzipien des Besitzers.



### 3. DER PROFESSIONELLE BEITRAG

Architektur solle sich nach den Bedürfnissen der Menschen richten, den Menschen dienen. Jeder Architekt unterschreibt diesen Satz und meint danach zu handeln.

Beim Wohnungsbau sind die Anforderungen, die aus den alltäglichen Tätigkeiten resultieren, relativ leicht zu erfüllen. Hierfür gibt es eindeutige Kriterien und Normen. Die psychologischen Anforderungen, wie sie oben angedeutet wurden, die Beachtung der Gefühle aber, die ein Gebäude auslöst, wiegen genauso viel. Dafür Raum und Gestalt zu finden, ist die eigentliche Aufgabe der Architektur.

#### **Einzigartig und Kontext zur Umgebung**

EIN GUTES GEBÄUDE IST EINZIGARTIG, ES STRAHLT EINE IDENTITÄT AUS, ABER EINE, DIE IN DEN KONTEXT PASST.

Jedes Haus ist immer auch Teil eines Ensembles von Gebäuden, Straßen, Landschaft. Es befindet sich immer auf historischem Grund, in Zusammenhängen. Jeder Ort hat eine eigene Geschichte. Deshalb kann eigentlich kein Haus bzw. keine Siedlungsform der anderen gleichen. Auch eine bewährte Haustypologie ist immer neu zu konfigurieren. Jedes Haus ist deshalb einzigartig. Das gilt auch, obgleich ein Haus hinsichtlich seiner Größe, Höhe und Form etc. planungsrechtlich und baurechtlich definiert ist.

Die Wohnhäuser bilden am meisten die Stadt oder den Stadtteil, also den Raum, in dem wir uns vor allem bewegen – als Kinder, Schüler, Jugendliche, Erwachsene, als Zuwanderer oder Einheimische, im Alter. Dass es Wechselwirkungen zwischen dem Gebautem und unseren Verhaltensweisen und Empfindungen gibt, spürt jeder. In der Literatur finden wir zahllose Passagen über diesen Wirkungszusammenhang, auch in der Malerei. Das aus den Gebäuden gebildete städtebauliche Ensemble prägt sich in frühester Kindheit den Menschen ein, und viele suchen, älter geworden, den vertrauten Ort ihrer Kindheit wieder auf, wo ihre Erinnerungen in den Häusern, Straßen, Bäumen geradezu aufbewahrt werden.

Heute konzentriert sich die Stadtplanung auf den öffentlichen Raum, die Straßen, Plätze, Wege, Parks. Aber doch sind es die Gebäude, die den öffentlichen Raum bilden.

#### **Größe und Proportionen**

EIN GUTES WOHNGEBÄUDE IST NICHT ÜBERWÄLTIGEND, SONDERN ÜBERSCHAUBAR.

Besonders bei größeren Arrondierungen, wie sie noch immer geplant werden, scheint es für die Planenden keine Anhaltspunkte für die Größe der Gebäude zu geben. Oder sie erliegen der Versuchung, endlich Großes tun zu können, was in innerstädtischen Lagen nicht möglich ist. (In München denke ich an die Stadterweiterungen Riem und Panzerwiese.)

Große Mengen und Formen sind bei manchen Architekten beliebt. Vergessen sind die negativen Erfahrungen mit großmaßstäblichen Wohngebäuden. Aber anders als etwa ein Museum, eine Bibliothek, eine Oper oder ein Flughafengebäude ist der Wohnungsbau wegen der im Grunde „einfachen“ Bedürfnisse der Menschen kein geeignetes Feld für das Streben nach Größe. Mengen, wenn sie denn notwendig sind, könnte man auch mit Kleinteiligem erzeugen. Großformatige städtebauliche Formen gleich welchen Siedlungstypus – Zeile, Blockrandbebauung usw. – kann man portionieren und handlich machen.

**Worauf sollte man zum Beispiel achten?**



Grüne Fassade Paris, ein Beispiel aus [www.biotope-city.net](http://www.biotope-city.net) – siehe auch den Artikel „Neue Technologien des Planens und Bauens ...“ auf S. 38ff

## Mode

EIN GUTES GEBÄUDE IST AUCH NOCH NACH VIELEN JAHREN SCHÖN

Der Beliebigkeit oder die (scheinbare) Bindungslosigkeit in der Gesellschaft spiegelt sich auch in den Moden der Architektur wieder. Moden sind immer kurzlebig, hingegen stehen Wohnhäuser lange Zeit. Anders als bei Bürogebäuden kann man, wenn die Mode nicht mehr aktuell ist, beim Wohnhaus die Fassade nicht nach kurzer Zeit auswechseln.

Man kann nicht einfach sagen: die Form eines Hauses soll das Resultat seiner Funktionen sein. Das widerspräche dem Wunsch nach Einzigartigkeit und würde auch die Kreativität der Entwerfenden beschränken. Häuser mit den gleichen Funktionalitäten können ganz unterschiedlich aussehen. Deshalb sollten die Gestaltungselemente, aus denen sich das Haus bildet, nicht den aktuellen Trends der Architektur, vor allem nicht der Architektur anderer Gebäudetypen, folgen.

## Einfachheit

EIN GUTES WOHNHAUS IST EINFACH

Ein Wohnhaus ist heute äußerst komplex. Die technischen, energetischen, baurechtlichen, funktionalen Anforderungen sind hoch. Eine Entwurfsplanung, die ganz einfach beginnt, kann immer komplizierter werden. Man sieht es einem Haus an, wenn dem Architekten die Komplexität über den Kopf gewachsen ist.

Wenn den Verantwortlichen beim Entwurf von vornherein eine komplizierte Form vorschwebt, gelingt es nicht mehr, die im weiteren Verlauf entstehende Komplexität zu reduzieren. (Dazu mehr in dem Text von Vittori Lampugnani in diesem Heft.)

## Gärten

EIN GUTES WOHNHAUS HAT IMMER PRIVATE GÄRTEN

Die meisten Wohnhäuser haben einen gemeinschaftlichen Freiraum – einen Vorplatz, einen Innenhof – und als privaten Freiraum eine kleine Terrasse im Erdgeschoss, darüber Balkone oder Loggien, seltener eine Dachterrasse.

Ein östliches Sprichwort sagt: „Das Leben beginnt mit dem Anlegen eines Gartens“. Das Haus der Träume hat einen Garten. Ein Garten muss nicht unbedingt auf ebener Erde liegen. Er muss nicht groß sein, einige Quadratmeter, ein halbes Wohnzimmer etwa, genügen. Es gibt hängende Gärten, Gärten auf

Dachgärten: „Das Leben beginnt mit dem Anlegen eines Gartens“ ein Beispiel aus [www.biotope-city.net](http://www.biotope-city.net)



Garagendächern, wie in Venedig, auf Giebeldächern aufgeständerte Gärten, man kann Gärten in sekundären Konstruktionen vor ein Gebäude stellen, ja man kann sogar vertikale Gärten anlegen.

So kann es der Garten sein, der die Einzigartigkeit eines Hauses ausmacht.

## Grenzen

### BEI EINEM GUTEN WOHNHAUS GIBT ES EINDEUTIGE GRENZEN

Je nach Siedlungsstruktur – „offene“ Bauweise, „geschlossene“ Bauweise (Blockrandbebauung) etc. – sind der öffentliche und der private Raum unterschiedlich einander zugeordnet. Teils reicht, wie manchmal bei der Blockrandbebauung, der öffentliche Raum sogar bis an die Hausgrenze, teils liegt, wie bei der offenen Bebauung ein privater Raum dazwischen, der in unscharfer Formulierung als „halböffentlicher Raum“ bezeichnet wird.

Begrenzungen und Barrieren gab es immer bei den Wohnsiedlungen immer. Die Reformbauten waren zum Beispiel mit Toren symbolisch gegen die Außenwelt abgegrenzt. Der heute bei den alternativen Wohnprojekten beliebte Wohnhof ist die Metapher für eine geschlossene, sich schützende Gemeinschaft. Viele, besonders Familien, wünschen sich mehr denn je vertraute, überschaubare Orte, sichere Inseln, wo die Kinder geschützt aufwachsen können.

Wohnhöfe und Gated Communities sind sicherlich eine postmoderne Antwort auf die Probleme der Stadt, die ihre Integrationskraft verloren hat. Sie sind aber auch deshalb so attraktiv, weil die Menschen in überschaubaren Gemeinschaften wohnen wollen.

Die Kunst liegt darin, mit der architektonischen Form und mit den Grenzen kennzeichnenden Symbolen eine Balance zwischen Offenheit, Transparenz und Geschlossenheit zu erreichen.

## Eingang

### EIN GUTES WOHNHAUS HAT EINEN EINLADENDEN EINGANG

„Am Eingang muss vielleicht auf etwas aufmerksam gemacht werden, damit man wirklich DA ist – und nicht woanders“ (Vargas, Edouardo).

Der Zugang zum Haus ist mit das wichtigste Gestaltungselement, mit dem die Identität des Gebäudes geschaffen werden kann. Der Hauseingang ist gewissermaßen die Visitenkarte des Hauses und damit auch die seiner Bewohner. Je höher der soziale Status, desto mehr Wert wird auf einen Hauseingang gelegt, der den Status oder den Lebensstil des Bewohners zum Ausdruck kommen lässt. Wie sehr den Menschen daran gelegen ist, kann zum Beispiel an den Reihenhaussiedlungen gesehen werden. Hier werden als erstes die genormten Haustüren durch „individuelle“ ersetzt. Der Darstellungsdrang ergreift den Briefkasten, das Vordach, die Beleuchtung, die Klingel, den Gehwegbelag, das Gartentor usw.

Dass gerade solche Eingänge zu Wohnhäusern zerstört werden, in denen man eigentlich nicht leben will, nimmt nicht Wunder. Sie sind das markanteste Zeichen der sozialen Herabsetzung.



## Licht, Farbe, Kunst

### EIN GUTES GEBÄUDE STRAHLT FRÖHLICHKEIT AUS

Fröhlichkeit kann man den wenigsten Wohngebäuden attestieren. Dass wir uns darum so wenig kümmern, ist erstaunlich, denn es wird ja immer von der Wirkung des Gebauten auf das Befinden und das soziale Zusammenleben der Bewohner gesprochen. Dabei gibt es so viele Möglichkeiten.

#### Licht

Gebäude können mit Licht überzogen werden. Sie verändern dadurch völlig ihr Erscheinungsbild. Nur wenige Strahler genügen, um der Hausfassade eine ganz neue Struktur zu geben. Ein Hausdurchgang bekommt eine neue Raumform durch Lichtpunkte und Lichtlinien. In Kombination mit Farbe können auf relativ einfache Weise markante Identifikationszeichen gesetzt werden.

#### Farbe

Bei der Farbgebung der Wohnhäuser besteht, betrachtet man das Gros der Siedlungen, große Zurückhaltung – wahrscheinlich, weil relativ wenig Kenntnisse über das Wirken von Farbe bestehen oder weil man meint, mit möglichst „neutralen“ Farben es allen recht zu machen. Üblich sind „helle Töne“. Erst jüngere Bauten bekommen manchmal einige Farbtupfer bei Verkleidungsplatten, Balkonen, Laubengängen und Türen. Dennoch ist das „getönte“ Weiß die ästhetische Norm. Damit, so scheint es, kann man nicht viel falsch machen. Ein wesentliches Element, mit dem einem Haus eine zusätzliche identifikationsstiftende Note gegeben werden könnte, wird kaum erprobt. Farbe könnte eine Hervorhebung des Hauses gegenüber anderen Häusern bewirken.

#### Kunst

Beim Wohnungsbau gibt es wenige aktuelle Beispiele für die künstlerische Gestaltung einzelner Elemente (Eingang, Flure) oder den Außenraum. Dass das Thema kaum präsent ist, liegt vielleicht mehr an der Unsicherheit der Entscheidungsträger, welche Kunst den Bewohnern wohl gefallen würde, als am Finanziellen. Versuche wirken oft sehr hilflos. Kunst kann zur Identifikation mit einer Wohnanlage beitragen. Leichter gelingt dies, wenn eine sozial homogene Gruppe hier wohnt.

Für künstlerische Gestaltung eignen sich Spielplätze. Hier ist die Gefahr, mit Kunst Ideologie mit zu transportieren, nicht so groß, da das „Spielerische“ die Aufgabe ist. Dafür gibt es viele hervorragende Beispiele. Am Spiel der Kinder auf künstlerisch gestalteten Spielplätzen sieht man, wie mit einem Architektur-element das soziale Zusammenleben gefördert wird.

## 4. DAS DOPPELTE RINGEN UM ÄSTHETIK UND HARMONIE

Wenn wir Musik hören, ein Theaterstück ansehen, ein Gedicht lesen, ein Kunstwerk oder ein Haus betrachten, dann interessieren uns nicht die Umstände, unter denen das Werk entstanden ist. Aber in Autobiographien oder Briefen können wir etwas von dem oft geradezu existenziellen Ringen der Kunstschaffenden erfahren, von Zweifeln, Widrigkeiten und Widerständen, die ihnen das Leben und Arbeiten schwer machen.

Das eine ist das Ringen um das Schöne an sich. Selbst ein – so weit das überhaupt möglich ist – autonom, also von Zeitgeistigem distanziert denkender und fühlender, ein visionärer Künstler ist von Selbstzweifeln geplagt. Bis das,



was erahndend vorhanden ist, in eine Form gebracht wird, in ein Gedicht, eine Choreographie, eine Zeichnung, ein Haus, ist ein harter Arbeitsprozess zu durchstehen. Gibt es nicht andere Worte für das zu Sagende, andere Schritte in der Choreographie, andere Anordnungen von Fenstern in einer Fassade? Wie steht das Einzelne zum Ganzen? Bertold Brecht fordert vom Schriftsteller: „Lege den Finger auf jedes Wort und frage, wo kommt es her.“ So ist das auch bei der Architektur. Weshalb diese Anordnung, diese Farbe, diese Form? Wo ist diese entnommen? Welchen Einflüssen bin ich gefolgt? Ist es gelungen, das Visionäre, das so handgreiflich schien, in eine andere, die materielle Gestalt zu transferieren? Renzo Piano: „Dieser Beruf (Architekt) ist ein einziger Kampf. Auch wenn die Leute glauben, in der Architektur gehe es um Harmonie, so wie in der Musik zum Beispiel. (...) Auf dem Weg (zur Architektur) gibt es keine Harmonie – ein Buch zu schreiben, ein Haus zu planen, Musik zu komponieren, das ist alles ein einziger Kampf. (...) um das sichtbar zu machen, was eigentlich unsichtbar ist. Das, was in der Luft liegt, aber nicht mit Händen zu greifen ist. (...) Selbst wenn alles absolut harmonisch verläuft, ist dieser Weg ein Kampf“ (SZ 17./18.12.05).

Das zweite ist das Ringen mit dem Auftraggeber. Es gibt wahrscheinlich keinen Künstler oder Architekten, der nicht Klage führt in Briefen an Freunde, wie sehr ihn der Auftraggeber drangsaliert habe. Bach beklagt sich bitter über die Einmischungen des Leipziger Rats in seine Kompositionen; Johann Balthasar Neumann jammert, dass ihm der Kurfürst den Etat für den Bau nicht gibt oder seine Rechnungen nicht zahlt. Das Verhältnis zwischen Lektorinnen und den Autoren ist geradezu naturgemäß angespannt genauso wie das Verhältnis zwischen Kritiker und Künstlerin. Und das Publikum: Mozart schimpft auf das Publikum.

München Ackermannbogen,  
Wohnbaugenossenschaft Wagnis e.V.  
Im weitgehend architektonisch trübsinnigen  
Wohngebiet Ackermannbogen ist das Haus  
der Genossenschaft der Lichtblick.  
Hier hat die Genossenschaft einen  
wichtigen baukulturellen Beitrag geleistet.

Trotz der Klagen kann es sich aber doch um einen sehr produktiven Prozess handeln. Große Verlegerpersönlichkeiten können einen erheblichen Anteil an einem Werk haben. Die Autoren sind auf dieses Ringen sogar angewiesen. Das ist nicht anders bei der Architektur. Der Architekt ist auf einen kompetenten Auftraggeber angewiesen, er braucht Resonanz, Kontrolle und Entscheidungshilfe.

Dieser Prozess der Auseinandersetzung erfordert seinerseits eine bestimmte Ästhetik. Die Korrespondenz zwischen Thomas Bernhard und seinem Verleger Siegfried Unseld hat selbst eine solche ästhetische Qualität, dass es sich lohnte sie zu publizieren.

Beim Bauen, und besonders beim Wohnungsbau, ist die künstlerische Kreativität heute eingeklemmt zwischen indifferenten oder konventionellen Vorstellungen des Bauherrn, den Interventionen zahlreicher Fachleute, administrativen Vorgaben, Normen und Bauordnungen, rigiden Bebauungsplänen usw. sowie den Erwartungen künftigen Unbills durch Gutachter und Anwälte. Diese Melange generiert fast notwendigerweise einen unästhetischen Planungsprozess – und wie soll Schönheit und Harmonie in einem solchen entstehen können?

Zugleich bietet der Wohnungsbau im Unterschied zu anderen Gebäudearten relativ wenig Möglichkeiten für die architektonische Gestaltung. Das Handwerkszeug, die Wohnbautypologien, sind gewissermaßen ausgereizt. Beispiele dafür gibt es in großer Zahl.

Architekten, die einen Beitrag zur Baukunst leisten wollen, müssen – zumal in einer Medienwelt – darauf hinarbeiten, dass ihre Bauwerke sich von anderen unterscheiden. Dazu gehört, dass diese nicht nur modischen Trends folgen, sondern mit ihnen sogar Trends gesetzt und Entwicklungen eingeleitet werden. Wessen Bauwerke gar an ihrem spezifischen Stil erkannt werden, der hat Aussicht auf einen Platz im Architekturführer. Das Streben nach Neuem und der Ehrgeiz sind Motor der Baugeschichte.

So kann es durchaus positiv für die Kultur des Wohnungsbaus sein, wenn einzelne Architekturbüros versuchen, einen eigenen Stil zu entwickeln, wie das

Laubengänge sind nicht nur funktional zu sehen, sie sind auch Orte der Kommunikation.  
Fotos von der „Autofreien Mustersiedlung“  
Wien des Architekten Peter Scheifinger



in München das Büro von Otto Steidle oder in Kassel die Baufrösche getan haben.

Deshalb müsste der Auftraggeber einen von Vertrauen geprägten Diskussionsprozess mit den Architekten etablieren. Ähnlich wie dies eine gute Lektorin oder Verlegerin mit den Autoren macht. Wer, wenn nicht die Genossenschaften und Baugemeinschaften sind dazu aufgerufen.



# BAUKULTUR UND GENOSSENSCHAFTLICHE IDENTITÄT

## ZUR ARCHITEKTUR DER FRÜHEN WOHNUNGSGENOSSENSCHAFTEN

RENATE AMMAN

BARBARA VON NEUMANN COSEL

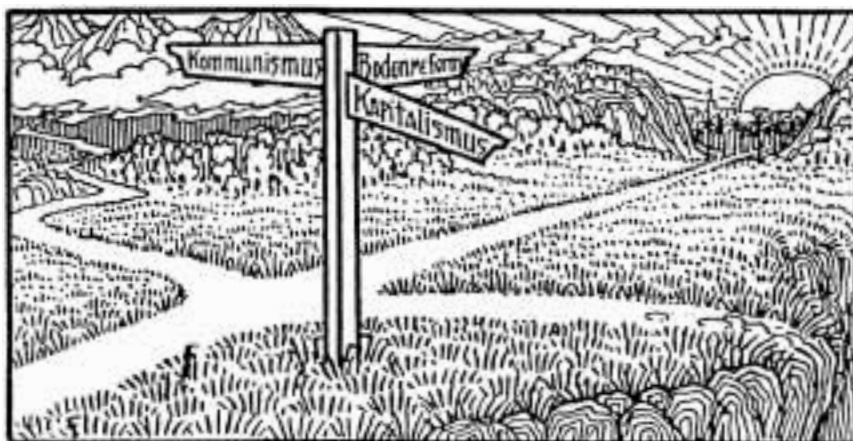
### Neue Bauformen für neue kollektive Bauherren

*„Ein wahres Wohnhaus und keine Burg, kein Zopfbürgerneß, kein Schloß, kein Bratwurstglöckle und kein Gefängnis.“ (Bruno Taut in: Der neue Wohnbau 1927)*

Schon vor der breit geführten Debatte zum Funktionalismus in Architektur und Design haben Wohnungsgenossenschaften in Deutschland zum Ende des letzten Jahrhunderts pionierhaft neue Wege gefunden, eine Synthese zwischen ihren weit gefächerten Reformideen und einer adäquaten baulichen Form herzustellen. In einem Zeitalter des Eklektizismus und historisierender Fassadenstile – darunter Neo-Gotik, Neo-Barock oder Neo-Renaissance – kann die innovative Rolle der ersten „Genossenschaftsarchitekten“ nicht hoch genug eingeschätzt werden. In Abkehr von tradierten Gestaltungsmustern des klassenspezifisch geprägten Wohnens – sei es die Villa, das bürgerliche Mietshaus, die durch berufliche Hierarchien bestimmte Werksiedlung oder die berühmte Mietskaserne – wurde hier erstmals die Gemeinschaft zum Bauherren erhoben und die Weichen für emanzipatorisches, demokratisches und identitätsstiftendes Wohnen gestellt.

Auf den von staatlicher Regulierung unbeeinflussten rein spekulativen Wohnungsmärkten stellte der gemeinwirtschaftliche Ansatz der Genossenschaften einen erstmaligen Gegenentwurf zum freien Spiel der Kräfte dar. Nutzungs- statt Gewinnorientierung und die Identität von Vermieter- und Mieterrolle half Spekulation und reines Renditestreben auszuschließen. In Form der organisierten Gruppenselbsthilfe beschränkten sich genossenschaftliche Bauherren jedoch nicht nur auf die hygienische Verbesserung der Wohnung im Sinne von mehr Licht, Luft und Sonne. Vielmehr suchten sie als demokratisch aufgebaute Mitgliedsunternehmen einen baulichen Ausdruck für den „Dritten Weg“ zwischen Eigentum und Miete. „Wohnreform meint Wohnungsreform und Ausbau der Bewohnerrechte, wovon beispielsweise im Werkswohnungsbau oder in den öffentlichen Armenhäusern und Asylen nicht die Rede sein kann. Erst die Baugenossenschaften ließen durch Zusicherung des Dauerwohnrechts, der Kostenmiete und der demokratischen Teilhabe die bloße Wohnungsreform zur Sozialreform werden.“ (Klaus Novy 1991)

Der Wegweiser



So kam es über wirtschaftliche und rechtliche Reformansätze hinaus oftmals gleichermaßen zu baukulturell bahnbrechenden Leistungen. Die Häuser sahen nicht nur anders aus, ihre Fassaden bestanden nicht mehr aus vorgeblendeten Dekors und illusionärem Schein, sondern stellten meist durchgestaltete Gesamtkonzepte dar, deren innerer Aufbau auch dem Äußeren entsprach und die soziale Qualität zum künstlerischen Ausdruck erhob. Geprägt von unterschiedlichen Ausrichtungen der einzelnen Unternehmen entstand dabei jedoch kein Einheitsstil, sondern eine Bandbreite an Genossenschaftsarchitektur, die vom repräsentativen innerstädtischen „Arbeiterpalast“ bis zur farbenfrohen Gartenstadt im Grünen reichte.

Zudem verabschiedeten sich die selbst nutzenden, kollektiven Bauherren nicht mit Erstellung der baulichen Hülle, sondern schufen mit ihren Dauernutzungsverträgen langfristige Perspektiven. Die „gelebte Demokratie“ war Garant der permanenten Aneignung und Fortführung im Alltagsleben der Gemeinschaft. Und nur so konnte sich genossenschaftliches Wohnen an Neuinterpretationen, Veränderungen der Bedürfnisse und den gesellschaftlichen Wandel in den oft über 100-jährigen „Denkmälern“ anpassen und bis heute, unbelastet von Verdrängungs- und Segregationsprozessen, die ursprüngliche Mitgliederstruktur erhalten.



Sommerfest im Wohnhof  
Proskauer Straße um 1900

Neben der Vielfalt an Detailreichtum ist aus heutiger Sicht vor allem die Frage interessant, wie diese wirtschaftlich kleinen Selbsthilfeunternehmen zu derartigen Reformleistungen im Stande waren, die das gemeinnützige Baugeschehen der folgenden Jahrzehnte nachhaltig beeinflussen sollten. Eine Antwort findet sich in der Einbindung der jungen Unternehmensform in ein „Netzwerk der Köpfe“. Hinter dem Modell Genossenschaft stand eine Förder- und Gründergeneration, die sich aus unterschiedlichen Bestrebungen zusammensetzte. Konzepte der Boden-, Wirtschafts-, Bildungs-, Sozial-, Gesundheits-, Lebens-, Architektur- und Städtebaureform sollten auf Basis der genossenschaftlichen Rechtsform ihre praktische Umsetzung finden. Wie viel anspruchsvoller diese ganzheitlichen Ansätze gegenüber den gängigen Lösungen des standardisierten Wohnungsbaus waren, wurde dabei schnell sichtbar. Erstmals waren auch im Arbeiterwohnungsbau Gestalter und Baumeister gefragt, die sowohl das gleichberechtigte Zusammenleben von Individualhaushalten in der Gruppe organisieren und gleichzeitig die verknüpfende gemeinschaftliche Idee durch ein einheitliches Erscheinungsbild im Stadtbild ausdrücken sollten.

*„In der Mietskaserne lebt eine Summe isolierter Familien, im Genossenschaftshause lebt eine Summe von Familien, die für sich eine Gemeinde, ein besonderes in sich geschlossenes Ganzes bilden. Das muß auch in der Architektur des Genossenschaftshauses zum Ausdruck kommen.“* (Erdberg in: Mitteilungen des Berliner Spar- und Bauvereins Nr. 9/10 1905)

### **Genossenschaftsarchitekten – vom Baumeister zum kooperativen Planer**

Die Kritik an der Mietskasernenstadt hatte noch vor der Wende zum 19. Jahrhundert auch die Architekten und Städtebauer auf den Plan gerufen. Gruppierungen wie der 1889 gegründete „Verein für die Verbesserung der kleinen Wohnungen“ oder die „Vereinigung der Berliner Architekten“ wurden zu Vordenkern eines baukünstlerisch gestalteten Arbeiterwohnungsbaus. Bereits im April 1892 stellte man im Berliner Architektenhaus erste Pläne aus. Schon in der Kaiserzeit reihte sich eine Anzahl berühmter Protagonisten in die Liste der Genossenschaftsarchitekten ein und zeigte, dass hier ein neues Gestaltungspotenzial lag, darunter: Alfred Messel, Paul Mebes, Bruno Paul, Willy und Paul Kind, Hermann Muthesius, Gustav Lilienthal und bereits der junge Bruno Taut.

Welche neuen Herausforderungen kamen nun auf die frühe Generation der Genossenschaftsarchitekten zu? Für bislang nur für zahlungskräftige Klientel tätige Baumeister hatte die Debatte zur Wohnungsreform ein neues Aufgabenfeld eröffnet, das jedoch zunächst mit Ehrenamt oder nur gering bezahlten Engagement in den wirtschaftlich schwachen Genossenschaften einherging. Erstmals dehnten Architekten ihren Wirkungskreis auf den Bau von Häusern für minderbemittelte Bevölkerungsschichten aus und schufen die für die genossenschaftlichen Mitgliedsunternehmen bald typischen „Arbeiterpaläste“ und Wohnhöfe, die auch überregional Modellwirkung erzielten. Dabei fiel den Planern eine zunehmend komplexere Rolle im Umgang mit den neuen Bauherren zu. „Wir finden den Architekten als Reformier in jeder Position: als Kunstpädagogen, der immerfort und mit allen Mitteln versucht, den Widerstand seiner Auftraggeber auszuschalten, als Partner in einem Reformunternehmen, als Pionier, der den Bauherrn – oder den Verein – gefunden hat, ihm zu folgen.“ (Posener 1979, S. 334)

Gleichzeitig entstanden in dieser frühen Form des gemeinnützig orientierten Wohnungsbaus erste Ansätze der öffentlichen Auseinandersetzung zu Baukultur und Gestaltungsfragen. Reine Stilizitate in neuem Arrangement, Imitate und illusionäre Inszenierungen wurden von zeitgenössischen Kontrahenten und Genossenschaftsmitgliedern kritisch unter die Lupe genommen und öffentlich angeprangert. So äußerte sich der Bildungsreformer Robert von Erdberg über die Bauten des Messelschülers Paul Kolb für den Berliner Spar- und Bauverein: „Lernen hätte man wenigstens sollen. Unser Bau am Nordufer zeigt aber in keinem Stein, das man es tat. Alles was ich an dem Messelbau als schön und charakteristisch hervorhob, ist hier in sein Gegenteil verkehrt. Die Einheit der Häuser liegt lediglich darin, daß sie eine Musterkarte hervorgebrachter Architekturformen bilden, von denen keine an einem modernen Arbeiterhause in Berlin verwandt werden dürfte, ohne die Hilflosigkeit des Architekten einer großen und schönen Aufgabe gegenüber in jedem Stein zu verraten.“ (Erdberg in: Mitteilungen des Berliner Spar- und Bauvereins Nr. 9/10 1905)

Auch wenn solche formalen Debatten die Architektenschaft lange beschäftigten und nicht jede Lösung eine adäquate Umsetzung der ganzheitlich

geprägten Genossenschaftsaufgaben waren, behielt vor allem das Thema des gemeinschaftsorientierten Wohnens seine grundlegende Bedeutung, denn auch die genossenschaftlichen Gremien wuchsen nun zu kompetenten Partnern im Baugeschehen heran. Vor allem Bruno Taut, einer der herausragenden Protagonisten des Neuen Bauens der 20er Jahre, begeisterte sich für die Zusammenarbeit mit seinen genossenschaftlichen Bauherren: „Der Architekt erfüllt seinen Beruf, wenn er die Bedürfnisse und Wünsche erkennt und sie aus dieser Erkenntnis heraus zur sichtbaren Form führt. Bei Genossenschaften muß der Wille einer Gemeinschaft erspürt werden. Dieser Wille bietet sich dem Architekten gewöhnlich ohnehin durch die Beratungen des Vorstandes und Aufsichtsrates dar. (...) Die Grundlage des Genossenschaftswesens und damit auch der geistige Gehalt der Genossenschaften ist der Gemeinschaftsgeist. Hier bleibt einer der schönsten Aufgaben des Architekten, weil sich hier dementsprechend etwas Überindividuelles und deshalb sachlich Geistiges verkörpern muß.“ (Taut in: Wohnungswirtschaft Heft 1, 1926, S.12)

### Bauen für die Gemeinschaft – Berliner Beispiele

Als größte Mietskasernenstadt Europas wurde Berlin zugleich Zentrum alternativer und innovativer Reformansätze, wofür beispielhaft einige Projekte der frühen Genossenschaftsarchitektur stehen.

Bereits bei seinem ersten Bauprojekt gelang es dem 1892 gegründeten Berliner Spar- und Bauverein mit Kauf eines Doppelgrundstücks in der Moabiter Sickingenstraße eine überzeugende Alternative zum umgebenden Wohnungselend zu schaffen. Durch freiwilligen Verzicht auf eine optimierte Bodenausnutzung entstand hier 1895 der erste genossenschaftliche „Arbeiterwohnhof“ Berlins, den der Architekt Alfred Messel durch die anspruchsvolle Fassade sowie die großzügige Innenhofgestaltung dem Niveau des bürgerlichen Miethausbaus gleichstellte. Auf der Preußischen Gewerbeausstellung in Treptow erhielt die 86 Wohnungen umfassende Siedlung bereits ein Jahr nach Bezug die Silbermedaille für vorbildhaften Wohnungsbau.



Innenhof der Siedlung  
Sickingenstraße





Proskauer Straße mit Goldmedaille

Den wohnreformerischen Höhepunkt bildete die 1897–98 errichtete und ebenfalls von Alfred Messel entworfene dritte Siedlung der Genossenschaft, die mit einer Goldmedaille auf der Pariser Weltausstellung 1900 ausgezeichnet wurde. Das repräsentative Genossenschaftshaus an der Proskauer Straße im Bezirk Friedrichshain überzeugte durch seine städtebauliche Gesamtkomposition sowie die gleichberechtigte Anordnung der 116 Wohnungen im Sinne des demokratischen Bauens. Im Innern des freigelassenen großen Eckgrundstücks entwickelte sich der Wohnhof bald zur „Oase“ in der umgebenden Steinwüste und hatte großen Einfluss auf das Entstehen eines regen Siedlungslebens, das durch einen Kindergarten, zwei Gasthäuser, eine Bibliothek mit Versammlungssaal, Kegelbahnen und eine Bäckereigenossenschaft ergänzt wurde.

Das nach dem bekannten Reform- und Genossenschaftsgründer der Berliner Baugenossenschaft benannte und 1906 eingeweihte Karl-Schrader-Haus zeichnete sich gleichfalls durch einen ganzheitlichen Ansatz in Bezug auf städtebauliche, soziale und kulturelle Leitbilder aus. Durch die exponierte Ecklage an der Malplaquet- und Liebenwalderstraße im Arbeiterbezirk Wedding konnte eine geschickte, nahezu symmetrische Lösung mit zwei innen liegenden Wohnhöfen und einem in der Mitte befindlichen großzügigen Eingangshof gefunden werden. Der Entwurf des Architekturbüros Kristeller & Sonnenthal bestach sowohl durch seine repräsentative als auch gemeinschaftsorientierte Konzeption. Zum Zeitpunkt des Einzugs zählte das Haus 192 Wohneinheiten. Die Bewohner profitierten nicht nur von den hohen bautechnischen und hygieni-

schen Ausstattungsstandards, sondern auch von den neuen sozial-kulturellen Reformideen. So wurde hier einer der ersten Genossenschaftskindergärten nach Vorbild der Pestalozzi-Fröbel-Erziehung eingerichtet, ebenso gab es eine reichhaltige Bibliothek mit Versammlungssaal, eine Badeanstalt sowie das damals bereits in vielen Siedlungen beliebte genossenschaftliche Wirtshaus.

Zu einem richtungsweisenden Projekt in Rixdorf, das bereits um 1900 trotz des ländlichen Namens ähnlich berühmte Mietskasernenstrukturen wie das nahe gelegene Berlin aufwies, wurde die 1906-07 erbaute „Ideal-Passage“. Als Durchquerung eines Blocks zwischen Fulda- und Weichselstraße zeigte die architektonische Lösung der Brüder Willy und Paul Kind, dass es auch unter schwierigen Bedingungen möglich war, eine Kombination aus modernem Baustandard mit 203 familiengerechten Wohnungen sowie die Gestaltung der Häuser nach wohnreformerischen und baukünstlerischen Prinzipien zu realisieren.

Zur romantisierenden Fassadengestaltung im Innenbereich der Anlage kam als weitere Steigerung der Aufsehen erregende Beitrag des Gartenarchitekten Busse, der die Hoffolgen in Anlehnung an die Oper „Freischütz“ von Carl Maria von Weber gestaltete und den Spaziergang durch die „Ideal-Passage“ zu einem besonderen Erlebnis werden ließ.

Der 1900 gegründete Beamten-Wohnungs-Verein zu Berlin wuchs bereits nach einigen Jahren zur zahlenmäßig größten Berliner Genossenschaft mit über 10 000 Mitgliedern heran. Vor allem durch den Architekten und Vorstand Paul Mebes nahm dabei nicht nur die quantitative Bedeutung zu, sondern auch die Vorbildrolle auf baulichem Gebiet. Insbesondere zwei Passagenlösungen wurden überregional bekannt. Die Wohnanlage Fritschweg (1907–08) in Steglitz stellte eine frühe Alternative zur üblichen Hinterhofbebauung dar. Alle 130 Wohnungen erhielten gleichberechtigten Zugang von der innen liegenden ruhigen Privatstraße, die sich in der Mitte zu einem grünen Platz erweiterte. Die Rückfront der Häuser bot mit kleinen Mietergärten Raum für Rückzug und Privatheit. Die Fassaden der dreigeschossigen Häuser – in Anlehnung an mittelalterliche Straßenzüge – wurden durch paarweise angebrachte Loggien und Lauben rhythmisiert. Eine variantenreiche Fortführung des Themas „Passage“ fand 1908–09 in der nächsten Siedlung in Niederschönhausen statt, die insgesamt 174 Wohnungen

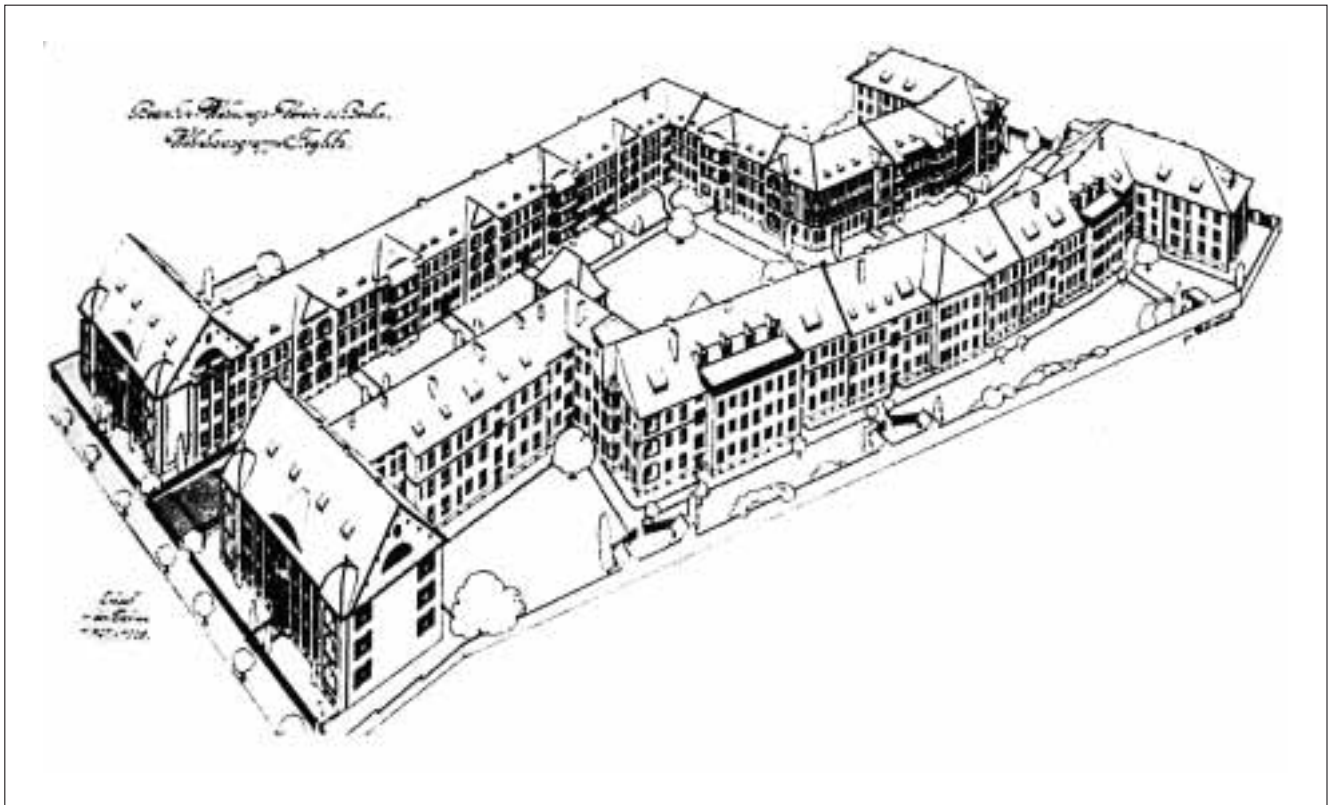


Das Karl-Schrader-Haus mit Turmaufbauten

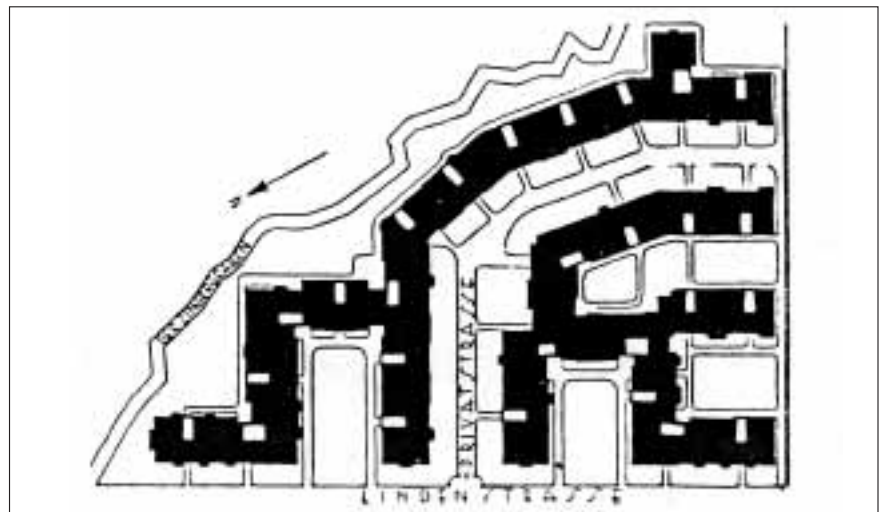
Postkarte Ideal-Passage







Fritschweg



Lageplan Niederschönhausen

umfasste. In ähnlichem Baustil kam es hier zu einer Verbindung von Privatstraßen und offenen Hofanordnungen, die einen abwechslungsreichen Gesamteindruck vermitteln und auch die damals vorhandenen Baumbestände bewusst integrieren sollte.

Neben solchen innerstädtischen Lösungen gab es zudem genossenschaftliche Initiativen, die vor den Toren der Stadt selbstbestimmte und emanzipatorische Wohnformen entwickelten. Zu den frühen Realisierungen zählten 1893 die „Obstbaukolonie Eden“ bei Oranienburg, die 1895 in Tegel gegründete „Freie Scholle zu Berlin“ sowie die 1902 folgende Arbeiter-Baugenossenschaft Paradies in Bohnsdorf. Als oppositionelle Siedlerbewegungen gaben sie sich programmatische Namen und vertrauten auf die finanzielle und bauliche Selbsthilfe ihrer Mitglieder. Die architektonischen Leistungen mussten in der frühen Phase zwar unspektakulär bleiben, die pionierhaften Ansätze zeigten jedoch nachhaltige Wirkungen.

Erst die 1902 in Berlin gegründete Deutsche Gartenstadtgesellschaft DGG, die bald so bekannte Mitglieder wie Adolf Damaschke, Franz Oppenheimer, Heinrich Albrecht oder Rudolf Eberstadt aufnahm, gab der Bewegung einen ideologischen Überbau und förderte ihre reichsweite Verbreitung. Das von der DGG propagierte Modell bezog sich ausdrücklich auf genossenschaftliche Prinzipien, um gemeinschaftsorientierte Wohnformen unter Ausschluss jeglicher Spekulation umsetzen zu können. Da auch private Bauträger den Begriff Gartenstadt als Verkaufsargument nutzten und zum architektonischen Leitbild für die Eigenheimsiedlung im Grünen verfremdeten, hatten die Vertreter der DGG einen langen Überzeugungskampf vor sich.

Ein viel beachteter Städtebauwettbewerb hatte 1910 neue Entwürfe zur Erschließung von Bauland unter Berücksichtigung gartenstädtischer Prinzipien hervorgebracht. Als erste der bislang in verdichteten Arbeiterquartieren bauenden Wohnungsgenossenschaften griff die „Ideal“ diese Vorschläge auf und propagierte ihre Konzepte auf der ein Jahr später in der Hasenheide initiierten Ausstellung „Wohnungselend – Wohnungsreform“, die mit über 29.000 verkauften Eintrittskarten zu einem Publikumserfolg wurde. Genossenschaftliches Ziel war es, auf einer ehemaligen Kiesgrube in Britz – damals noch im Kreis Teltow – eine Kleinhaussiedlung im Grünen zu realisieren. In Form einer dreigeschossigen Randbebauung mit Einfamilienreihenhäusern im Innenbereich konzipierten die Architekten Eduard Deute und Bruno Paul eine „bezahlbare



Mischung aus Flach- und Hochbau“, die sich auch Arbeiterfamilien leisten konnten. „Je größer die Blockeinheit, je größer die Zahl der Baugenossen, desto billiger die einzelne Wohnung. Freilich wird nicht jeder eine Wohnung im Einfamilienhaus erhalten können. Die Umrahmungen der Kleinhaussiedlung muß vier Familien in einem Hause aufnehmen. (...) Die Fassaden der Vorder- und

Ansichtskarte Gartenstadt Britz



Rückfront werden gleich schön ausgebaut, und den Bewohnern bietet sich nach dem Blockinnern das Bild eines reizenden Gartenstädtchens.“ (Ausstellungskatalog 1911, S. 6 f)



Gartenstadt Falkenberg,  
restaurierter Eingang und schwarzes Haus



Im Gegensatz zum bisherigen Image einer Gartenstadt mit eher kleinstädtischem oder dörflichen Charakter stellte das äußere Erscheinungsbild der Siedlung Falkenberg die Antithese zur vorherrschenden, bürgerlichen Architekturform dar. Die 1913–15 von Bruno Taut entworfene Siedlung mit insgesamt 134 Wohneinheiten bedeutete zwar nur ein Fragment eines umfassenderen Gesamtkonzepts für rund 7 000 Bewohner, wurde aber vor allem durch ihre bunte Farbgebung zum „Paradiesvogel“ und weit über die Tore Berlins hinaus bekannt. Als einziges Bauprojekt der DGG leitete sich ihre Vorgeschichte aus einer Reformströmung mit eher oppositionell-basisdemokratischen Charakter ab. Das breite Spektrum dieser Andersdenkenden – vom Künstler, Vegetarier, Bodenreformer bis zum Buchdrucker und Studienrat – vereinte gemeinsame, teilweise schwärmerisch-utopisch geprägte Lebensziele. Erst nach mühevoller Grundstückssuche konnte 1912 das Gut Falkenberg im heutigen Bezirk Trep-tow-Köpenick erworben werden. In Bruno Taut, damals beratender Architekt der DGG, fand die 1910 gegründete „Gemeinnützige Baugenossenschaft Garten-vorstadt Groß-Berlin“ einen baukünstlerisch wie sozialreformerisch engagierten Architekten, der zum Wegbereiter einer erst langsam entstehenden Arbeiterkultur mit neuen emanzipatorischen Lebensvorstellungen wurde. Die außergewöhnliche Farbigkeit der Häuser trug zu einer hohen Identifikation der Bewohner wie zum Bekanntheitsgrad der bald berühmt werdenden „Tuschkas-tensiedlung“ bei. Seit 2008 ist sie in die Liste des UNESCO-Weltkulturerbes eingetragen.

## Lernen von der frühen Genossenschaftsarchitektur?

*„Es mußte in Berlin geschehen, der Mietskasernenstadt; und da eben diese Wohnform, also die verbesserte Mietwohnung, in den großen Wohnsiedlungen der Zwanziger Jahre in Wien und in Berlin die vorherrschende wurde, so ist es schwer, die Bedeutung der Anfänge zu überschätzen. (...) Und wenn man sich die Qualität vor Augen hält, sowohl die soziale als die künstlerische Qualität, die diese Berliner Wohnbauten von Anfang an besaßen und die ihnen bis in den Krieg hinein eignete, so erkennt man, daß man es hier nicht weniger als im Fabrikbau und im Landhausbau der Zeit mit einer epochalen Entwicklung zu tun hat.“ (Posener 1979, S.341)*

Zwar wurde quantitativ die Vision einer sich räumlich umfassend ausbreitenden Wohnungs- und Architekturreform auch im steinernen Berlin der Kaiserzeit keine Realität. Dennoch erzielten die frühen genossenschaftlichen Lösungen große Außenwirkung und sollten bis weit in die nächsten Jahrzehnte als Vorläufer des folgenden Siedlungsbaus wirken. Vor allem die 1920er Jahre griffen im „Neuen Bauen“ die Idee vom kollektiven Wohnen mit symbolgebenden Großformen auch im internationalen Rahmen wieder auf. Die fördernde und Kapital gebende Wohnungsfürsorgegesellschaft kontrollierte ab 1924 in Berlin nicht nur die Einhaltung rechtlicher und wirtschaftlicher Kennziffern, sondern wachte ebenso über die städtebauliche und gestalterische Qualität der Neubausiedlungen.

Während jedoch die wirtschaftlich-rechtlichen und sozialen Konzepte der Genossenschaften bis heute weitgehend erhalten geblieben sind und vor dem Hintergrund liberalisierter Wohnungsmärkte wieder an Bedeutung gewinnen, haben sich die baukulturellen Ansätze weitgehend verloren. Genossenschaftliches Bauen hat – ebenso wie die Projekte vieler Baugemeinschaften – nur noch im Ausnahmefall den Anspruch auf einen eigenen gestalterischen Ausdruck. So gaben Modellbauten wie „LIMA-Wohnhof“ oder „Wohnregal“ während der IBA im Berlin der 1980er Jahre wichtige Impulse, die kurzfristig auch auf traditionelle Genossenschaften Einfluss überschwappten. Beispielfähig wäre hier das Pilotprojekt „Kommunikatives Wohnen“ der Berliner Bau- und Wohnungsgenossenschaft von 1892 zu nennen. Angesichts der enormen Sanierungs- und Modernisierungsleistungen, die im Zuge der Wiedervereinigung jedoch auf fast alle Berliner Unternehmen zukamen, wurden diese Modellansätze in den Hintergrund gedrängt. Zwei Jahrzehnte später ist heute vielleicht der Zeitpunkt gekommen, hier wieder anzuknüpfen und – wie zur Entstehungszeit der Genossenschaften – die Einbindung von gemeinschaftlichen Wohnprojekten in ein Netzwerk engagierter Planer und Architekten zu fordern, die das Bauen für die Gemeinschaft nicht nur als soziale, sondern auch als baukulturelle Herausforderung verstehen.

## SCHÖN, WAHR, GUT?

### DIE ARCHITEKTUR VON BAUGEMEINSCHAFTEN

JOACHIM REINIG  
ARCHITEKT, HAMBURG

In Hamburg hat sich in den letzten 25 Jahren eine breite Palette von etwa 130 Wohnprojekten entwickelt. Sie nennen sich heute Baugemeinschaften um, ihren Anspruch zu verdeutlichen „Projekte für Jedermann und Jedefrau“ zu sein. Baugemeinschaften schaffen sich bekanntlich einen eigenen, selbstbestimmten Lebensraum. Baugemeinschaften entstehen aus der Unzufriedenheit mit dem Wohnungsangebot und dem Wunsch nach eigener Gestaltung der Umwelt.

Von Anfang an spielten Architekten bei der Projektentwicklung eine wichtige Rolle: Das erste selbst geplante Haus war das der eigenen Projektgruppe – so

wie früher viele Architekten ihren Berufseinstieg über die Planung eines Hauses für die Eltern fanden. Das erste Wohnprojekt war dann Referenz für weitere Aufträge. Oft sind es auch die Architekten, die Baugemeinschaften initiieren und entwickeln. Das Selbstverständnis dieser Architekten geht dabei weit über das traditionelle Berufsbild hinaus.

Eine wesentliche Eigenschaft für Baugemeinschafts-Architekten ist es, dialogfähig zu sein und die Wünsche der späteren Nutzenden zu verstehen und angemessen umzusetzen.

Ausgehend von der Idee vom selbstbestimmten Wohnen (und ich rede hier hauptsächlich vom verdichteten

Wohnformen in der Stadt) wurde auf vielen Gebieten Pionierarbeit geleistet: Das Denken in häuslichen Nachbarschaften, das Schaffen von Gemeinschaftsräumen für diverse Aktivitäten, hohe ökologische Standards, die Schaffung von Privatraum (jede Person ein eigenes Zimmer), die Variabilität von Grundrissen, die nützliche Gestaltung von Freiräumen, die Individualisierung der Ausstattung der Wohnungen – in allen diesen Punkten wurden Standards gesetzt, die nach wie vor beispielhaft sind und auf dem freien Wohnungsmarkt wie auch bei traditionellen Wohngenossenschaften Bedeutung bekommen.

Die inhaltliche Definition guten Wohnens kann zu einer bewussten Vernachlässigung formalen Gestaltens führen – das gilt für Baugemeinschaften ebenso wie für viele „Häuslebauer“.

Das Spannungsfeld, das dabei entsteht, ist oft verursacht durch den Blick der Nutzenden von Innen nach Außen sowie durch die Individualisierung von Platzbedarf und Grundriss. Da liegt die Gefahr nahe, dass die äußere Gestaltung beliebig wird. Ist es nicht gerade die Aufgabe der Architekten, Häuser zu planen, die schön aussehen, von denen nicht nur die Wohnenden sondern und gerade auch die Öffentlichkeit begeistert ist?

Häuser von Baugemeinschaften haben selten eine spektakuläre Fassade, Pro-



Allmende, Haus Bernstein:  
Von Innen nach Außen gedacht



jekte wie die orangene „Sargfabrik“ in Wien oder das schwarze Haus in Hamburg-Eilbeck sind eher die Ausnahme.

Dennoch, die Architektur von Baugemeinschaften kann sich sehen lassen. Die Architekten haben viel gelernt und planen „selbstbewusste“ Häuser.

Der Werkbund hatte die Formen-  
debatte noch geführt, weil er über das Schöne auch zu einer besseren Ethik und Lebensgestaltung kommen wollte.

Zahlreiche Beispiele belegen, wie aus Fragen der Lebensgestaltung heute schöne Häuser geplant werden, die erkennbar sind und sich mehr oder weniger von der Umgebungsarchitektur unterscheiden.

Der moderne oder postmoderne Wohnungsbau, wie er meist in Architekturwettbewerben prämiert wird, abstrahiert vom „Schönen, Wahren Guten“ – oft wird es in den Preisgerichten nicht einmal thematisiert.

Offene Grundrisse verhindern Privatheit, die Fassaden schützen die Bewohner nicht mehr vor Einblick und Klima, Küchen und Kinderzimmer werden wieder winzig, die Raumorganisation ist schlecht und die Flure sind lang. Aber die Fassade ist überraschend, witzig, originell und sie wird publiziert. Da davon auch Folgeaufträge abhängen, wird eine Architektenschaft herangezogen, für die die Bewohner und die Nutzungsqualität eher Störfaktoren sind.



Sargfabrik Wien



Auch das geht irgendwie:  
Schwarzes Haus in Eilbek

Die Evolutionsbiologen haben den Satz geprägt „Beauty works less“. Das lässt sich auch auf die Architekturplanung übertragen: die Optimierung der Oberflächen führt oft zu massiven Mängeln für die Bewohnerschaft und einer Unwirtlichkeit des Gebäudes, nicht nur in energetischer Hinsicht. Handwerkliche Perfektion und Materialbeherrschung sind keine Kriterien mehr, viele Gebäude können nur mit massivem Betoneinsatz realisiert werden und Fassadenplatten, die sich schnell verbrauchen.

Baukultur verkümmert zu Baukunst, Ästhetik auf die sichtbare Oberfläche, Design wird auf Styling reduziert, schnell gekauft – schnell verbraucht.

Der Formenkanon ist ortsungebunden, international und einfach: die modernen Fassaden sind selten symmetrisch, sondern zeichnen sich überwiegend durch Versätze, Schrägen, Asymmetrien aus. Sie täuschen die Lebendigkeit des Lebens vor, auch wenn dahinter die Gleichförmigkeit eines Lebens- oder Büroalltags herrscht. Der Feind des urbanen Stadtplaners ist ohnehin der Balkon an der Straßenseite, er wird dann eben auch abseits im Norden geplant.

„Schön ist das Lebendige“, sagte der Philosoph Plotin vor fast 1800 Jahren, aber er lehrte uns, dass Schönheit von Innen kommt.

Wilhemsburg Schipperort Open house –  
Entwurf wird umgestrickt



Für die Architekten von Baugemeinschaftsprojekten gilt es also die Gestaltungsautorität zu gewinnen -gegen die Formalisten der Fassade wie auch gegen die mögliche Ignoranz der Nutzenden.

Alain de Botton drückt es so aus: „Die Gebäude aber, die wir schön nennen, sind das Werk jener wenigen Architekten, die bescheiden genug sind, sich selbst ausgiebig nach ihren Begehrlichkeiten zu fragen und die darüber die Ausdauer besitzen, flüchtig empfundene Freuden in logische Entwürfe umzusetzen – eine Kombination, die sie befähigt, Bauten zu schaffen, die Bedürfnisse befriedigen, von denen wir nicht einmal wussten, dass wir sie haben.“ (Alain de Botton: Glück und Architektur. Von der Kunst, daheim zu Hause zu sein, Frankfurt am Main 2008, S. 252)

## Aber wie kann bessere Architektur entstehen?

Ein großes Problem ist die derzeitige Wettbewerbsordnung für Planungen und die Art wie Wettbewerbe ausgelobt werden.

Wettbewerbe sind dazu da, für eine Bauaufgabe die beste Lösung zu finden. Die Aufgabe wird von den Auslobenden definiert und Fachleute suchen die schönste und optimale Lösung aus den eingereichten Entwürfen aus. Dabei ist die Vorauswahl von Architekturbüros eine große Restriktion. Auslobende unterliegen Moden: bekannten, berühmten, besonders aber internationalen Namen und schränken das ortskundige Teilnehmerfeld stark ein.

Für einige Projekte der Internationalen Bauausstellung IBA 2013 in Hamburg-Wilhelmsburg wurden unter diesen Prämissen Architekturbüros und Bauformen gefunden. Da es keine Investoren für das schwierige Gebiet gab, werden nun Baugemeinschaften gesucht, die sich in die Vorgaben und Vorstellungen einfügen können. Es ist jedoch zweifelhaft, ob Baugemeinschaften diese Lücke füllen können und wollen.

An anderer Stelle wurden für Flächen, die für Baugemeinschaften von Interesse sind, Wettbewerbe ausgelobt. Der Wettbewerbsgewinner aus dem Ausland muss nun seinen Entwurf mühselig an die Vorstellung der Baugemeinschaft, z.B. den Wunsch nach einem Passivhaus, anpassen. Dies war keineswegs so geplant und führt nun zu erheblichen Mehrkosten.

In der Hamburger Hafencity wurden Baugemeinschaften und ihre Architekten gedrungen, einen Fassadenwettbewerb auszuschreiben. Die Ergebnisse wurden letztendlich nicht berücksichtigt, da sie für die Baugemeinschaft nicht brauchbar waren: zu wenige Fenster, falsche Orientierung, zu viele Grundrisszwänge.

Die Wettbewerbs-Auslober der Stadtplanungsbehörde, die Sachverständigen der Vorprüfung und die Mitglieder der Preisgerichte kennen die Anforderungen von Baugemeinschaften kaum oder nehmen darauf keine Rücksicht. Oft mangelt es an geeigneten Parzellierungen, der Zuordnung von Freiflächen, der Variabilität im Wohnungsschlüssel.

Wenn Baugemeinschaften ein Architekturbüro suchen, findet in der Regel ein formloser Wettbewerb statt: Verschiedene Büros werden eingeladen, ihre bisherigen Planungen und Vorstellungen darzulegen. Geprüft wird in erster Linie dabei die Empathie, die Durchsetzungsfähigkeit nach Außen und Moderationsfähigkeit nach Innen.

Dabei wäre es ein Leichtes, neue Wettbewerbsverfahren anzuwenden. Das beginnt mit der Auslobung konzeptioneller Wettbewerbe für Baugrundstücke, einer bedarfsgerechten Formulierung der Auslobung, der Berücksichtigung von Fachleuten, die Erfahrungen mit Baugemeinschaften haben. Die Startergruppen von Baugemeinschaften könnten Delegierte in die Preisgerichte entsenden mit einem Stimmengewicht, wie es üblicherweise Investoren zugestanden bekommen.

Das wäre auch der Ort, über die Ästhetik und die Schönheit der Projekte zu reden und die Architekten in ihrer Verantwortung zu stärken.

Joachim Reinig arbeitet im Wohnungsbau für Baugemeinschaften und im Denkmalschutz. Er ist zertifizierter Passivhausplaner. [www.plan-r.net](http://www.plan-r.net)



## EINE NEUE EINFACHHEIT\*

### DER FREISTIL DER ZEITGENÖSSISCHEN ARCHITEKTUR UND DIE HISTORISCHE TRADITION DER EINFACHHEIT

VITTORIO MAGNAGO LAMPUGNANI

Im Gegensatz zu dem, was die traditionelle Baugeschichtsbeschreibung suggeriert, hat es in jeder Epoche mehrere Architekturstile nebeneinander gegeben; aber soviel Vielfalt wie heute gab es noch nie. Das Interesse der Architekten und ihres Publikums gilt der Ausnahme, nicht der Regel oder der Konvention; und je spektakulärer sich diese Ausnahme gebärdet, umso beachtenswerter und damit umso besser. Für diese gezielte optische Differenzierung muss die Attraktivität der Außenhaut herhalten, und ihr Zusammenhang mit dem Gebäudeinneren wird zunehmend aufgegeben.

Diejenigen Baumeister, die in den Zeitschriften, Zeitungen, Radio- und Fernsehsendungen als Stararchitekten tituliert und gefeiert werden, haben sich rasch darauf eingestellt. Aus den jungen Helden der architektonischen Avantgarde und des intellektuellen Widerstands sind gewiefte Manager global agierender Architekturfirmen geworden. Sie liefern ihrer Kundschaft die medienwirksame ästhetische Überraschung, die sie erwartet, und veredeln diese mit ihrer Signatur. Dafür bedienen sie sich der Instrumente moderner Unternehmen, von der straffen Firmenorganisation über das corporate image zur professionellen Kommunikationsarbeit. Ergebnis ist nicht zuletzt eine neue gesellschaftliche Rolle der Architektur, glamourös und affirmativ zugleich. Ergebnis ist allerdings auch eine erhebliche Verwirrung, weil die Architekturbilder, mit denen das Publikum tagtäglich mit immer neuen (oder scheinbar neuen) Sensationen überflutet wird, alles möglich und paradoxerweise auch alles gleich erscheinen lassen.

Diese Entwicklung ist umso überraschender, als sie mit einer Tradition der Moderne bricht, die in eine ganz andere Richtung weist: in Richtung der Zurückhaltung, der Reduktion, des Schweigens, der Einfachheit. Deren Prinzip ist so alt wie die Architektur selbst: Vitruv propagierte sie, Vignola befließte sich ihrer (im Gegensatz zu seinem Zeitgenossen Palladio, der bei aller klassischer Strenge ein großer Bildschöpfer war), Domenico Fontana und Ferdinando Fuga führten sie zu einem frühen Höhepunkt und verliehen ihr eine städtebauliche Dimension. Der bewusste, dramatische und vielleicht auch irreversible Bruch mit der Möglichkeit, sinnhaft mit Bildern umzugehen, wurde jedoch Anfang des 20. Jahrhunderts vollzogen: nicht von einem Architekten, sondern von einem Literaten. 1902 veröffentlichte Hugo von Hofmannsthal in der Berliner Tagespresse den fiktiven Brief von Lord Philipp Chandos an Francis Bacon, in dem er die Leere hinter den Worten als Folge der Vertreibung aus dem Paradies des Sprachvertrauens schildert und das Schweigen als einzig möglichen Ausweg suggeriert. Seitdem war dieses Schweigen oder zumindest eine dem Schweigen nahe kommende Reduktion das zentrale Leitbild der Moderne. Auch in der Architektur: von Adolf Loos (und im Hintergrund Karl Kraus) bis Le Corbusier, von Karl Scheffler bis Ludwig Mies van der Rohe. Alfred Lichtwark pries bereits Ende des 19. Jahrhunderts die „Einfachheit und Zweckdienlichkeit“ des Biedermeier-Stils, dem er eine ausgesprochene Modernität bescheinigte. Besonders radikal forderte Hans Schmidt ein paar Jahrzehnte später eine unerbittliche Einfachheit, die „ebenso zur Bedingung für das industrielle Bauen wie zum Merkmal einer neuen Schönheit werden“ sollte.

\*) Leicht gekürzter Text aus dem Band:  
Michael Andritzky (Hrsg.): *Von der guten  
Form zum guten Leben*. Frankfurt, 2008  
(Werkbund Jahrbuch 1/2008)

## Zeitgenössische Begründungen für Einfachheit

Ein knappes Jahrhundert später ist die Moderne nicht ganz so modern, wie sie einmal war. Von einigen ihrer Prinzipien mussten und müssen wir uns verabschieden. Zu denen, die auch vor dem neuen Hintergrund unserer Zeitgenossenschaft ihre Gültigkeit nicht verloren haben, gehört, davon bin ich überzeugt, jenes der Einfachheit.

Diese legt bereits die Technik nahe. Der Bauprozess ist auch dort, wo er sich modernster technischer Verfahren bedient, weiterhin in vielen Bereichen handwerklich geprägt. Je mehr Arbeitsschritte und Details sich wiederholen, desto unkomplizierter läuft der Prozess ab. Mit anderen Worten: je einfacher ein Gebäude ist, desto problemloser lässt es sich konstruieren. Die problemlose Konstruktion darf nicht die Gestalt eines so komplexen und vielschichtigen Organismus, wie es ein Haus ist, einseitig bestimmen; aber sie sollte nicht willkürlich, sondern nur dann verkompliziert werden, wenn die Bestimmung und das Konzept des Gebäudes es verlangen.

Dies schon aus ökonomischen Gründen. Weit stärker als das Material fällt im Bauprozess die Arbeit finanziell ins Gewicht. Und je komplizierter ein Gebäude zu bauen ist, umso mehr Arbeit erfordert es und damit auch Geld. Der ökonomische Druck, der auf den Gebäuden lastet, legt nahe, ihre Herstellungskosten zu reduzieren. Und auch dort, wo der finanzielle Rahmen generös ist, tut man gut daran, zu sparen, wo Sparsamkeit möglich ist, um an anderer Stelle gezielt großzügig sein zu können. Einfachheit kann Sparsamkeit, Luxus oder auch beides zugleich ermöglichen.

Wirtschaftlichkeit beim Bauen, also der umsichtige und zielgerichtete Umgang mit Ressourcen, ist für das singuläre Unternehmen vorteilhaft; für die Weltgemeinschaft ist es ein Imperativ. Eine Architektur der Einfachheit kann in zweierlei Hinsicht nachhaltig sein. Sie kann zur Erhaltung der Energie- und Materialressourcen unserer Erde beitragen, indem sie davon nur das Allernötigste verbraucht. Und sie kann dadurch, dass sie materiell und ästhetisch lange hält, weil sie solide gebaut und zeitlos gestaltet ist, jener Verschwendung sich entgegenstellen, die für die Zerstörung unserer Welt mitverantwortlich ist.

Die Kontrolle und Reduktion des Energieverbrauchs beim Bauen drängt sich schon deswegen auf, weil dieser knapp die Hälfte des gesamten Energieverbrauchs unserer westlichen Gesellschaft ausmacht. Erschwerend kommt hinzu, dass er fossile, also nicht erneuerbare Brennstoffe wie Erdöl und Gas betrifft. Mit einfachem Bauen allein kommt man diesem Problem nicht bei, aber ein elementares Bauvolumen mit zurückhaltend und heliothermisch richtig angeordneten Öffnungen ist allemal sparsamer als eine zerklüftete Glasskulptur. Und traditionelle Heiz- und

Kühlsysteme, welche die natürlichen klimatischen Bedingungen optimal ausnutzen und mit wenig und einfacher Technik auskommen, können vor allem in den klimatisch moderaten Zonen, in denen wir leben, den Energiebedarf eines Gebäudes sensationell verringern.

Was die Dauerhaftigkeit anbelangt: Jedes Haus ist nicht nur eine Energieverbrauchsmaschine, sondern auch eine teure Ansammlung von Material, Arbeit und Ideen und eine potentielle Schuttdeponie. Es sollte deswegen kein Wegwerfprodukt sein. Noch fördern Grundstücksmarkt und Abschreibungsmechanismen in den meisten Ländern die rasche Folge von Abriss und Neubau. Doch das ist eine unsinnige Verschwendung: ökologisch unverantwortlich und volkswirtschaftlich inakzeptabel. Sie wird bald, so ist wenigstens zu hoffen, auch privatökonomisch nicht länger bestehen können.

Indessen sprechen nicht nur technische, ökonomische und ökologische Gründe für Einfachheit im Bauen: sondern auch und vor allem gesellschaftliche. Architektur ist eine Kunst mit hoher öffentlicher Präsenz; als solche muss sie möglichst viele Menschen ansprechen. In den Worten von Adolf Loos: Das Haus hat jedem zu gefallen. Und, möchte man hinzufügen, über Jahrzehnte und Jahrhunderte hinweg. Das ist, will man sich nicht geschmackleisch gebärden, nur durch Verzicht auf individualistische Gesten zu Gunsten einer kultivierten Neutralität möglich. Anders ausgedrückt: zu Gunsten einer reflektierten Einfachheit.

Der gesellschaftliche Anspruch von Architektur führt zwangsläufig zu ihrer urbanistischen Dimension. Die Stadt ist eine der höchsten, wenn nicht die höchste Stufe gemeinschaftlicher Kultur, in der sich die Individuen freiwillig einem übergeordneten Regelwerk unterstellen, das ihr Zusammenleben koordiniert, ordnet, erleichtert und im besten Fall bereichert. In ihr gibt es für kritischen Dissens Platz, aber nicht für kapriziöse Allüren und systematische Häresien. Auch nicht für architektonische Allüren und Häresien. Marc-Antoine Laugier, Verfechter eines rationalistischen Klassizismus und eines Urbanismus der Vielfalt und der Überraschung, mahnte in seinem Essai sur l'architecture von 1753, die Fassaden der Häuser in der Stadt dürften nicht den Launen Einzelner überlassen werden. Die gesellschaftliche Vereinbarung muss sich auch in den gebauten Formen widerspiegeln, die sie repräsentieren; und nur in der Einfachheit findet sich eine entsprechend breit abgestützte moderne Konvention.

Spätestens seit den tiefgründigen und bewegenden Seiten, die Victor Hugo in Notre Dame de Paris darüber geschrieben hat, wissen wir, dass Architektur wie ein Buch erzählen kann und mithin eine Sprache ist. Und spätestens seit sie vom gleichen Hugo totgesagt wurde wissen wir, dass sie wichtiger und lebendiger ist denn je. Diese erzäh-

lende Rolle, diese sprachliche, erinnernde und letztlich auch Identität stiftende Funktion kann Architektur nur erfüllen, wenn sie von vielen Menschen verstanden wird. Ihre Sprache muss universell sein.

Vor diesem Hintergrund fordert auch die ideologische Dimension der Architektur ihre Einfachheit. Wenn es nicht einer rein kommerziellen und schäbigen Zweckrationalität huldigt, beinhaltet Bauen stets auch den Traum eines besseren Lebens, und zwar eines besseren Lebens für alle. Das ist in der autistischen Verschlüsselung, aber auch im Protz und im zur Schau getragenen Überfluss nicht möglich. Die Kultur und der Reichtum, die wir besitzen, müssen unter einer möglichst großen Anzahl von Menschen möglichst gerecht verteilt werden. Das ist nur durch jene Selbstbeschränkung zu erreichen, welche Einfachheit erzeugt und durch sie veredelt wird.

### Einfachheit ist kein Stil

Eine derlei definierte Einfachheit hat nichts mit Minimalismus zu tun, auch nichts mit einer neuen Armut oder einer neuen Archaik. Diese mehr oder minder modischen Stilrichtungen entsprechen der Gepflogenheit ihrer Protagonisten, mit affektierter pseudoexistenzialistischer Pose stets und überall schwarze Hemden, schwarze Krawatten und schwarze Anzüge zu tragen, was Loos, der ein wahrer Meister der Reduktion war, zutiefst entsetzt hätte. Sie haben die einfache Gestalt als Ziel; aber speziell den Ästhetizismus des „White Cube“ hat Brian O'Doherty in einem fulminanten Aufsatz von 1976 als Strategie der Auratisierung entlarvt. Im Gegensatz dazu geht es bei der neuen Einfachheit um den Inhalt: um einfache Programme, einfache Konstruktionen, einfache Technik, einfache Handhabe, einfache kulturelle Zusammenhänge. Die Form, die sich daraus ergibt, wird gewiss nicht extravagant und vermutlich auch nicht übermäßig kompliziert sein. Sie wird aber auch nicht minimalistisch stilisiert ausfallen.

Konkret: Ein Haus wird keine abstrakte Raumkonstruktion sein, ganz gleich ob expressiv oder sachlich. Es wird auf seinen Typus und seine Aufgabe verweisen, auf die konstruktive und kulturelle Tradition, aus der es hervorgeht, auf seine ideelle Bestimmung und seine intellektuellen Aspirationen. Seine Materialien werden nicht unnötig ausgefallen sein: Keine Fassade aus Stucco lustro oder serigraphiertem Glas, auch nicht aus millimeterfein geschnittenen und auf Glas geklebten Marmorplatten oder leuchtend farbigem Kunstharz mit eingelassenen exotischen Pflanzen, sondern eher Putz, Mauerziegel, Stein oder Holz, zumal diese sowohl technisch-konstruktiv als auch wirtschaftlich vorbildlich sind und überdies reiche kulturelle Implikationen beinhalten. Es wird Fenster haben, die nicht nur graphisch komponierte Einschnitte in den Wän-

den sind, sondern artikulierte architektonische Elemente, durch die man hinausschauen kann, die zu öffnen sind und sich verschatten und verdunkeln lassen. Es wird über eine Küche verfügen, die mit einem richtigen, vielleicht auch ein wenig altmodischen Herd ausgestattet ist und mit Geräten, die ihre Funktion und ihren Mechanismus verraten und über Knöpfe und Hebel verfügen, die ihre Benutzung erleichtern und sogar anregen. Im Bad wird es Wasserhähne geben, die man auf einleuchtende Art und Weise aufdrehen und wieder zudrehen kann, und auch die Dusche wird so beschaffen sein, dass es weder einer Gebrauchsanweisung noch eines umfangreichen experimentellen Studiums bedarf, um sich zu waschen. Die Schranktüren werden nicht nur Schattenfugen aufweisen, sondern über Griffe verfügen, damit man sie leicht und verständlich auf- und zumachen kann. Und: Es wird eine Sockelleiste geben, damit die Wände nicht jedes halbe Jahr neu gestrichen werden.

Dabei wird es nicht darum gehen, partout zu einer künstlichen Einfachheit zurückzukehren, deren Voraussetzungen in der modernen Welt nicht existieren und mithin affektiert wäre. Vielmehr wird zu überprüfen sein, wie viel Komplexität wirklich notwendig ist und wie viel davon nur Verkomplizierung ist, auf die man ohne Verlust und sogar mit Gewinn verzichten kann. Mit einem Gewinn an Benutzbarkeit, Verständlichkeit, Nachvollziehbarkeit. Mit einem Gewinn an Lebensqualität.

### Komplexe Einfachheit

Tatsächlich wird eine solche Einfachheit nicht einfach zu erreichen sein. Denn im besten Fall geht sie von der maximalen Komplexität aus, um sie daraufhin in einem langen und schwierigen Auswahlprozess zu reduzieren. Weit davon entfernt, simpel oder gar dürftig zu sein, ist sie ein Konzentrat von Reichtum. Verwechseln Sie bitte nicht das Einfache mit dem Simplen, soll Mies van der Rohe gemahnt haben. Und: „Der Zwang zur Einfachheit bedeutet keine kulturelle Armut, wenn wir uns bemühen, so viel Schönheit als nur möglich einzufangen“ (Fritz Neumeyer, Mies van der Rohe. Das kunstlose Wort. Gedanken zur Baukunst, Berlin 1986, S. 375). Frivoler, aber kaum weniger ernsthaft befand Oscar Wilde, einfache Freuden seien das letzte Refugium der Komplexen (simple pleasures are the last refuge of the complex).

Heute, im Zeitalter der sich geradezu auftürmenden Komplexität, der immer schärfer werdenden Widersprüche und der ins Unendliche wachsenden Verfügbarkeit der Information, erfordert die Einfachheit mehr Fähigkeiten und Arbeit als zuvor. Heute, in der Epoche der Reizüberflutung und der Wertentropie, ist sie so wichtig wie noch nie.



Aber auch so schwierig um- und durchzusetzen wie noch nie. Denn selbst wenn es trotz der Feuersicherheits-Bestimmungen und der anderen Baunormen gelingt, eine einfache und schöne Holztreppe zu entwerfen, die auch vergleichsweise leicht zu bauen ist, bleibt sie schier unbezahlbar, solange sie nicht in das Programm eines Treppenherstellers aufgenommen wird, der seine Holzbearbeitungsmaschinen darauf einrichtet. Der Treppenhersteller richtet sich aber nicht nach der geometrischen Einfachheit, der konstruktiven Eleganz oder gar nach der ästhetischen Essenz; sondern nach dem Massengeschmack, den seine Marketing-Abteilung eruieren zu können glaubt.

### **Einfache Architekturen für ein einfaches Leben**

Architektur bestimmt nicht auf strenge und starre Weise das Leben der Menschen; doch wenn sie gut ist, deutet sie dieses Leben empathisch und kritisch, erleichtert und beeinflusst es positiv. Eine Architektur der Einfachheit versinnbildlicht und suggeriert ein einfaches Leben, ja noch mehr: nur ein einfaches Leben vermag ihr Inhalt und Sinnhaftigkeit zu geben.

Denn wenn auch diese Architektur besonders viele unterschiedliche Lebensweisen zulässt: Im Idealfall sollte sie so einfach benutzt werden, wie sie sich darstellt. Unprätentiöse Räume wirken am besten, wenn man sich darin unprätentiös verhält; schnörkellose Formen entsprechen schnörkellosen Haltungen. Auch einfache Technik verlangt, wenn nicht unbedingt bescheidene, so doch moderate Ansprüche. Konkret, wenn auch ein wenig salopp: Man kann leichter mit weniger Haustechnik und einer einfachen Klimatisierung auskommen, wenn man bereit ist, zuweilen auch einen Pullover anzuziehen oder das Jackett abzustreifen.

Hinter solcherlei scheinbar harmlosen Postulaten verbirgt sich eine Utopie: jene eines vernünftigen Lebens und Zusammenlebens. Sie ist bescheidener als die Forderung nach einem neuen Menschen, wie sie die klassische Moderne der zwanziger Jahre formulierte, aber mit ihr durchaus verwandt. Die Verwandtschaft sollte nicht schrecken, eher Mut machen, und die bescheidene Utopie gepflegt werden. Sie ist Voraussetzung einer glaubwürdigen zeitgenössischen neuen Einfachheit. Sie ist Voraussetzung einer engagierten und wahrhaft zeitgenössischen Architektur.

## NEUE TECHNOLOGIEN DES PLANENS UND BAUENS – NEUE ARCHITEKTUR?

JOACHIM BRECH

Das Anliegen beim Wohnungsbau ist, wenn neue Technologien angewendet werden, primär nicht irgendeine andere Architektur, sondern es handelt sich um wirtschaftliche, soziale und ökologische Zielsetzungen, die mit den jeweiligen Planungs- und Herstellungstechniken erreicht werden sollen. Erst in der Folge daraus entsteht die ästhetische Ausdrucksform. Bei anderen Gebäudetypen wie einem Bürohochhaus, einem Museum, einer Autowelt, Einkaufszentren etc. ist das anders. Weil hier die Architektur ein Werbemedium ist, richtet sie sich mehr nach der äußerlichen Erscheinung als nach konstruktiver Zweckmäßigkeit.

„Architektur“ ist das komplexe Ergebnis des Zusammenfügens unterschiedlicher Komponenten. Architektur ist also in keinem Falle bloß das Erscheinungsbild eines Hauses. Die einzelnen Komponenten sind: innere und äußere Funktionalität entsprechend den Anforderungen der Nutzung, Kontextuierung zur Umwelt oder Umgebung, Bautechnologie und Gestaltung.

Die Bautechnologie, um die es hier geht, umfasst die Baustoffe und ihre physikalischen, statischen, chemischen, optischen und haptischen Eigenschaften, ihr wechselseitiges Zusammenwirken, die energetischen Eigenschaften der Baustoffe und Bauteile, die Herstellungsbedingungen, Transport, Logistik und Zusammenfügen von Material und Teilen sowie der dazu benötigten Werkzeuge. Und schließlich die Kosten für Material, Bauteile und Arbeitskräfte.

Neue Fassaden in der Stadt:  
Wiederentdeckung der Fassadenbegrünung –  
Ein Beispiel aus Paris

Aus: [www.biotope-city.net](http://www.biotope-city.net)



Wenn wir heute eine Baustelle im Wohnungsbau ansehen, möchte man nicht meinen, im 21. Jahrhundert zu leben. Zwar verfügen wir über industriell hergestellte erstklassige Baustoffe und hochwertige, in Hallen hergestellte und sogar großformatige Bauteile und über moderne Baumaschinen, aber die Baustoffe und Bauteile werden auf geradezu archaische Weise vor Ort zusammengefügt.

Die meisten Baustellen sehen geradezu chaotisch aus – besonders bei schlechtem Wetter und im Winter. Müllberge aus Blechen, Kunststoffen und Folien aller Art, Verpackungsmaterial, Kabeln, Glas, Holz, Steinen türmen sich auf.

Schlitze werden gefräst, Durchbrüche geschlagen und wieder verschlossen.



In der Geschichte des Bauens, speziell des Wohnungsbaus, gibt es einen Weg des Hausbaus, der von vielen namhaften Architekten, Gropius zum Beispiel, als ideal angesehen worden ist, um eine hohe Bauqualität bei günstigen Baukosten zu erreichen: das Bauen mit vorgefertigten Bauteilen bis hin zu Raummodulen. Das Thema ist heute wieder aktuell. Auch in Deutschland werden immer mehr Gebäude mit Raummodulen erstellt. Das Museum für Moderne Kunst – moma – in New York hat dem Thema 2008 eine große und – auch in Deutschland – viel beachtete Ausstellung gewidmet. (s. *Home Delivery, Fabricating the Modern Dwelling*, Birkhäuser Verlag, Basel 2008)

Das Bild zeigt die Montage von Raummodulen bei einem Projekt von Hubert Riess.

Aus: Kapfinger/Wieler (Hrsg.): Riess Wood<sup>3</sup>. *Modulare Holzbausysteme*. Wien 2007.

Schutt entsteht. Vieles wird auf der Baustelle entschieden, weil Teile nicht zusammenpassen oder weil sie nicht maßgenau hergestellt worden sind oder weil die Bautechniker oder Architekten vergessen haben oder nicht in der Lage waren, in drei Dimensionen zu detaillieren. Oder weil der Bauherr für die Planung nichts ausgeben wollte. Immer wieder fehlt ein Plan. Besonders bei den Anschlüssen zwischen dem Gebäude und den Außenanlagen wird improvisiert.

Handwerker warten aufeinander. Ist der Estrich wegen der Witterung nicht abgebunden, kann nicht weiter gearbeitet werden. Unzählige Fahrten sind notwendig, viele davon überflüssig. Materialien werden gestohlen. Der Bauzeitenplan wird Makulatur.

Das kostet Geld. Wenn die Bewohner nicht einziehen können, weil der ihnen genannte Fertigstellungstermin nicht eingehalten werden konnte, geraten in einer Kettenreaktion viele Termine durcheinander. Die Stunde der Anwälte naht. Wer ist schuld an den Verzögerungen? Um Termine einzuhalten, wird geschlampt.

Die anachronistische Baustelle beim Wohnungsbau ist jedoch nur der Ausdruck eines komplizierten Zusammenhangs zwischen einer „reinen“ Ästhetik der Technologie und einer sozial-psychologisch, das heißt kulturell geprägten Ästhetik.

In welchem Bezug stehen die Bauweise und Organisation des Baus mit Architektur miteinander? Weshalb leisten wir uns dieses teure – und auch unökologische – Chaos?

Jedem Gebäude sieht man an, wie und unter welchen Bedingungen es geplant und hergestellt worden ist. Zwischen der Planungs- und Produktionsweise eines Hauses und seiner Gestalt besteht ein untrennbarer Zusammenhang.

Die Geschichte der Baukunst ist verbunden mit der Geschichte der Technologie. Neue Technologien brachten immer auch einen Quantensprung in der Architektur. Zum Beispiel die Kunst des Wölbens und Ableitens der statisch wirkenden Kräfte erweiterte die Möglichkeiten große Räume ohne Stützen zu planen. Ebenso die – zum Beispiel aus dem Schiffsbau stammenden – Techniken des Holzbaus. Die großen romanischen und gotischen Kirchen wurden mit elementierten, genormten und für Krane geeignete Bauteilen hergestellt, die in exakter Logistik angeliefert und montiert wurden. Oder man denke an den Stahlbau, der die Gebäude in die Höhe schießen ließ.

Montage von Raummodulen bei einem Projekt von Hubert Riess

Mit solchen Bauweisen ist eine hohe, nachhaltige Bauqualität zu erreichen, wie sie konventionelles Bauen nicht bieten kann. Außerdem: kürzeste Montagezeit

Aus : Kapfinger/Wieler (Hrsg.): Riess Wood<sup>3</sup>. Modulare Holzbausysteme. Wien 2007.



Allerdings haben die Menschen für ihre Gebäude immer mehr ausgegeben als unter engen funktionalen oder bautechnischen Gesichtspunkten notwendig gewesen wäre. Neue Bautechnologien stehen im Zusammenhang mit allgemeinen industriellen Umwälzungen mit radikalen Folgen für die Menschen. Diese Folgen wollen wir nicht immer und überall sehen. So kam es, dass zum Beispiel Bahnhofshallen aus Stahl mit technisch überflüssiger Ornamentik versehen wurden. Nicht einmal Fabrikgebäude wurden samt und sonders als rein technische Funktionsbauten geplant. Auch das Beiwerk an den Fassaden von Wohnhäusern hat eine sozial-ästhetische Funktion. Die meisten Gründerzeithäuser, entstanden in der Zeit eines Umbruchs und der Verstädterung, würden recht armselig ausgesehen haben ohne die Stuckaccessoires. Selbst Spekulationsbauten wurden oft verschönt.

Auf der einen Seite sehen wir also die ästhetischen Möglichkeiten, die neue Technologien bieten, auf der anderen Seite ästhetische „Überformungen“.

Wie kann es sein, dass – um nochmals auf die Gründerzeithäuser zu sprechen zu kommen – den meisten ein solches Haus mit seinem überflüssigen – und übrigens industriell hergestellten – Fassadenbeiwerk bis heute so viel besser gefällt als „der Neubau“. Die ästhetische Nachhaltigkeit der Gründerzeithäuser ist tatsächlich frappierend. Sind diese Häuser wirklich „schön“ oder gefallen sie nur, weil heute so unschön gebaut wird?

Hieße das, dass beim Wohnungsbau moderne Bautechnologien, die auch zu einer ungewohnten Ästhetik führen würden, gar nicht erwünscht sind?

Dafür gäbe es noch ein Indiz. Die meisten Fertighaushersteller tun alles, um die Herstellungsweise des Hauses zu kaschieren. Man soll dem Haus nicht ansehen, dass es industriell hergestellt worden ist



## Der Auftraggeber

Seit jeher ist es der Auftraggeber, der die Maßstäbe für die Architektur vorgibt. Er sucht den Baumeister oder Architekten aus, bei dem er seine Wünsche und Ambitionen in guten Händen weiß. Trotzdem ist der Bauherr auf die Kreativität seines Baumeisters angewiesen. Die Geschichte der Architektur ist geprägt durch diesen Dialog. Beider Interessen sind nicht nur wirtschaftlicher Natur. Sie wollen auch Reputation, und somit orientieren sie sich daran, was innerhalb ihres beruflichen, sozialen oder politischen Bezugsrahmens Anerkennung bringt. So kann es sein, dass Bauherren sich gerade durch eine Architektur mit neuester Technologie profilieren wollen.

Auch mit Wohnungsbau können sich die Wohnungsunternehmen, Genossenschaften und die Architekten Anerkennung und Reputation schaffen. Allerdings scheint man sich hier weniger auf technische Innovationen als auf soziale, wirtschaftliche und seit einigen Jahren ökologische zu konzentrieren. Beim Wohnungsbau haben sich seit dem Zweiten Weltkrieg nur zwei bautechnische Innovationen auf die Gestaltung der Architektur ausgewirkt: die Plattenbauweise und die Techniken zur Energieeinsparung.

Der Plattenbau, also die Verwendung von großformatigen, industriell hergestellten Fertigteilen, war bautechnisch im Grunde zeitgemäß und innovativ. Fatalerweise wurde diese Technologie ideologisch missbraucht für einen sozial-egalisierenden Wohnungsbau nach standardisierten Sozialprogrammen. Dass man mit dieser Bauweise auch andere Architekturformen bauen kann, zeigen Beispiele wie das Studentendorf in München oder die berühmten Y-förmigen Wohntürme in Wien Alterlaa.

Heute werden im wesentlichen nur die Geschossdecken in Fertigteilbauweise hergestellt. Mit den neuen computergesteuerten Fertigungsmöglichkeiten spielt es inzwischen keine Rolle mehr, wenn jedes Teil eine andere Größe hat, so dass die Bauweise die Kreativität des Planenden nicht mehr einschränkt, wie das bei den genormten Teilen des Plattenbaus noch der Fall war.

Den heute größten Einfluss auf die Architektur bringt die Notwendigkeit Energie einzusparen, und das in einem engen Kostenrahmen. Die Dämmung der Außenwände, die Optimierung des Verhältnisses von Hausvolumen zu Hausumfang, die Reduzierung der Fenstergrößen im Norden, die thermische Trennung von Balkonen und Anbauten, die Integration von Solaranlagen usw. fordern nicht nur die technische, sondern auch die Gestaltungskreativität der Architekten heraus. Diese sehen sich dabei aber einer neuen Fachsparte, den Energiefachleuten, gegenüber, die die Gestaltung des Hauses eigentlich nicht interessiert. Ihnen haben die Architekten oft wenig entgegenzusetzen.

Möglicherweise wird die – auch ökologisch begründete – Holzsystembauweise zu neuen Architekturen im Wohnungsbau führen, denn hier muss man präzise planen und bauen. Anders als beim Bauen mit Steinen und Beton kann man hier nicht fräsen, kleben, flicken. Die Vorfertigung im Werk ist bei der Holzsystembauweise geradezu zwingend.

Was die Energieeffizienz angeht, so sind von den großen Auftraggebern des Wohnungsbaus, also den gemeinnützigen Unternehmen und Genossenschaften, sicherlich viele Impulse ausgegangen, die sich auch in der Gestaltung der Gebäude spiegeln. Auch beim Holzsystembau engagieren sich neuerdings einige Unternehmen.

Aber dennoch hat die Wohnungswirtschaft, wie die Baustellen und auch das Gros der Gebäude zeigen, angesichts der Dimension der Investitionen dieser

Branche – wir sprechen von Milliarden – keine technischen Innovationen gefördert und schon gar keine, die auch zu anderen Architekturen geführt hätten. Im Vergleich zu anderen Branchen ist der Wohnungsbau archaisch so, als würden wir noch im alten VW-Käfer fahren.

Der Einfluss der Architekten auf die Auftraggeber scheint mir hier gering zu sein, sofern die Architekten nicht ohnedies wenig Lust auf Innovation haben, die ja immer auch mit einem Risiko und mehr Arbeit verbunden ist. Architekten ersticken geradezu in einer Informationsflut über Bauprodukte. Und jedes Abweichen von Normen und Standards birgt das Risiko einer Klage.

### **Die Mieter und Käufer**

Die Zeit der sozialen Wohnungsversorgung ist vorüber. Man orientiert sich an den Märkten. Das hat der Gestaltung des Wohnungsbaus nicht gut getan. Die Architektur ist zu einem Thema des Marketing geworden. Gut und schön ist, was gut verkauft werden kann. Man orientiert sich tatsächlich am Kunden. Diese wollen, ob Mieter oder Käufer, in ihrer Mehrheit Konventionelles. Selbst alternative Baugemeinschaften, deren Häuser höchste ökologische Standards erfüllen, kann ich hier nicht ausnehmen. Die Gestaltung eines Hauses ist nun einmal keine Sache der technologischen Zweckmäßigkeit, sondern des Gefühls. Es besteht eine Diskrepanz zwischen Bautechnik und Bauproduktion und Architektur. Modernste Haustechnik wird in ein gemütliches Ambiente gepackt.

Eine solche Diskrepanz zwischen Technik und Form gibt es nicht nur beim Wohnungsbau. Beim Auto ist das genauso.

Im wohnbund Frankfurt haben wir vor einigen Jahren bei einem Siedlungsvorhaben in Rüsselsheim eine Art „Architekturmesse“ veranstaltet, bei der die Interessierten zwischen Konventionellem und einer etwas anspruchsvolleren Architektur wählen konnten. Das aus unserer Sicht „gute“ Haus fiel durch, aber nicht nur weil es etwas teurer war, sondern weil der eher kubische Bau mit vielen großen Fenstern fremd erschien. Woher auch sollen die Käufer es besser wissen? Heute werben die Wohnungsunternehmen mit Slogans wie: „traditionelle Bauweise“, „echte Ziegelbauweise“, „wertvoller Parkettboden“, und die CAD-Simulationen verheißen das schönste Leben. Man setzt auf ästhetische Kodierungen der Vergangenheit und höherer sozialer Klassen oder auf weltumspannend einheitliches Wohndesign. Ja man kann sagen, die Werbung setzt geradezu nachdrücklich auf eine Abgrenzung gegen neue Bautechnologien und eine daraus resultierende Ästhetik. Bei den Fertighäusern wird, wie gesagt, die Bautechnik sogar versteckt. (Vielleicht weil die Menschen im Alltag mit „Modernität“ überlastet sind und beim Wohnen wenigstens noch träumen wollen?)

### **Die öffentliche Steuerung: Wettbewerb**

Nachdem in den Wohnungsbau milliarden Subventionen – wenn auch heute nicht direkt – und öffentliche Planungsmittel fließen und weil immer wieder Geld zur Korrektur von Fehlern ausgegeben werden muss, sind Staat und Kommunen legitimiert, Einfluss zu nehmen. Das geschieht in umfassender Weise durch Gesetze, Verordnungen und Planungen, die sich allesamt auf die Architektur auswirken.

Zur Qualitätssicherung wird der Wettbewerb als das, wenn nicht ideale, so

doch beste Mittel angesehen. In manchen Städten, z.B. in Wien, werden die Anforderungen an die Wohnungsunternehmen und Architekten immer höher geschraubt. Wien verlangt jetzt sogar einen Nachweis für die „soziale Nachhaltigkeit“ einer Wohnanlage. Für manche Grundstücke wird Holzbau vorgeschrieben. Bald wird ein Konzept für ein ökologisches Baustellenmanagement verlangt werden.

Das ist sicherlich richtig. Aber Innovationen ist nicht Sache von Verwaltung und Politik. Dies widerspräche ihren Strukturen. Bautechnische und architektonische Innovationen müssen von den Bauherren und Architekten kommen. Die Industrie hält sie weitgehend bereit.

### Neue Technologien – neue Architektur?

Als in den 80er-Jahren das rechnerunterstützte Konstruieren (Computer Aided Design – CAD) in die Büros einzog, vermuteten die einen das Ende der Kreativität, andere sahen darin neue Chancen. Dazu gehörte Ottokar Uhl, einer der Mentoren der partizipativen Planung. Denn man konnte jetzt wesentlich schneller und verständlicher Modelle eines Hauses visualisieren und Varianten herstellen und so den Nutzern mehr Wahlmöglichkeiten geben. Heute können mit den 3D-CAD-Programmen dreidimensionale Volumenmodelle erstellt werden, woraus sich sogar bewegte Visualisierungen der Gebäude generieren lassen. Auf der Basis von Materialeigenschaften und Kostendatenbanken lassen sich darüber hinaus parallel zum Entwurf die Bauteileigenschaften wie Volumen, Gewicht, Statik und Kosten auf der Basis eingegebener Konstruktionsregeln mitlaufend berechnen. Die Ergebnisse können sogar direkt in den Produktionsablauf einmünden und ihn z.B. beim Holzbau, Fensterbau oder für Betonfertigteile steuern.

Zur ständigen Überprüfung des Entwurfsprozesses ist es möglich, Lichtsimulationen oder Simulationen des Innenklimas in Gebäuden herzustellen. Auch Windsimulationen sind möglich – was ökologische Innovationen beflügeln könnte.

Mit der immer höheren Leistungsfähigkeit der Software können heute Baukörper von allen Seiten betrachtet werden, Licht kann eingeblendet werden, Figuren und Landschaften, Wolken können für ein lebensnahes Bild hinzugefügt werden.

Die Befürchtung, der kreative Prozess des Entwerfens würde durch CAD leiden, hat sich als vorschnell erwiesen. Denn interessanterweise hat sich am Entwurfsvorgang nichts geändert. Das Entwerfen erfolgt wie bisher mit dem Stift. Da die CAD-Programme mit individuell einzugebenden Konstruktionsregeln zurecht kommen, besteht nicht, wie befürchtet, Einfluss der Programme auf den Entwurfsprozess. Aber auch die Chancen für die Entwicklung der Planungskultur wurden nicht ergriffen.

Die schnell herzustellenden Visualisierungen haben etwas Verführerisches. Sie dienen weniger der Kontrolle des Entwurfs durch den Architekten (ein geübter Architekt hat die dreidimensionale Visualisierung im Kopf oder er baut ein einfaches Modell) als vielmehr der Präsentation bei Wettbewerben oder für die Bautafel, also der Werbung.

Man kann sagen: die neuen Technologien haben die Alltagsarchitektur nicht nachhaltig verändert. Nur bei speziellen Gebäudetypen, meist Solitären, führten neue Konstruktionsmethoden auch zu neuen Formen.

## Wie könnten sich die heutige Planungs- und Bautechnologien auf die Architektur des Wohnungsbaus auswirken?

### (1) TRAGWERK: VERWENDUNG VON FERTIGTEILEN

Die Entscheidung für eine bestimmte Bauweise wird nicht nur aus wirtschaftlichen Gründen getroffen. Mit jeder Bauweise sind bestimmte Formen und damit Gefühle verbunden. Auch hat jede Region aufgrund der vorhandenen Materialien, der Topografie und der klimatischen Bedingungen unterschiedliche Bauweisen hervorgebracht und perfektioniert. Das ist weitgehend verlorengegangen. In unseren urbanisierten Agglomerationen sind die Bauweisen heute mehr oder weniger gleich, sogar international

Gebäudeaufstockung mit vorgefertigten Holzelementen. Architekt Hubert Riess.

Aus: Kapfinger/Wieler (Hrsg.): Riess Wood<sup>2</sup>. Modulare Holzbausysteme. Wien 2007.



Wenn Bauträger heute mit dem Slogan „echter Ziegelbau“ werben, dann, weil die meisten Menschen mit Ziegel Ökologie, Gesundheit, Wohlgefühl, Wärme verbinden. Dass es den „echten Ziegelbau“ gar nicht mehr gibt, dass Wärmedämmverbundsysteme davor geklebt werden, stört nicht. Es interessiert die Kunden auch nicht, dass diese Bauweise energieintensiv ist (Brennen und Transport der Ziegel, des Betons), dass Maurer eine schwere Arbeit unter freiem Himmel tun müssen, die nur bezahlbar ist, weil man sie mit Niedriglöhnen abpeist, dass die Geschossdecken doch aus Stahlbeton sind, dass der Bau lang braucht, um zu trocknen usw. Andere sehen nur im Holzbau ihre ökologischen Ansprüche erfüllt. Beton hat oft einen schlechten Ruf, Betonfertigteile besonders. Man denkt an den DDR-Plattenbau. (Ich glaube, auch die meisten Baugemeinschaften und Genossenschaften bevorzugen konventionelle Bauweisen.)

Die traditionelle Bautechnologie wird in Deutschland dem industrialisierten mit dem Hinweis auf die negativen Erfahrungen mit dieser Bauweise vorgezogen. Vor allem wird ein ästhetischer Qualitätsverlust angenommen. Diese Befürchtung, industrielles Bauen führe zu Monotonie und Vereinheitlichung in der Architektur und im Städtebau, ist schon 1926 von Walter Gropius als unbegründet angesehen worden: „Die Annahme, eine Industrialisierung würde eine Verhässlichung der Bauformen nach sich ziehen, ist irrig. Im Gegenteil – wird eine Vereinheitlichung der Bauelemente die heilsame Folge haben, dass die neuen Wohnhäuser und Städte einen gemeinsamen Charakter tragen. Eintönigkeit wie die der englischen Vorstadthäuser ist nicht zu befürchten, sobald die Forderung erfüllt wird, dass nur die Bauteile typisiert werden, die aus ihnen zusammengesetzten Baukörper aber variieren. Die Normung der Teile setzt der





Mit modularen Elementen kann man weitgehend ohne Störung der Nachbarschaft bauen.

Aus: Kapfinger/Wieler (Hrsg.): Riess Wood<sup>3</sup>. *Modulare Holzbausysteme*. Wien 2007.

individuellen Gestaltung keine Grenzen. Ihre Wiederkehr in den verschiedenen Bauteilen wirkt ordnend und beruhigend wie die Einheitlichung unserer Kleidung. Wie hier bleibt der Eigenart des Individuums Spielraum“ (Gropius, 1926).

Aber noch immer wird ein Widerspruch zwischen Standardisierung und Elementierung von Raum- oder Bauteilen und „schöpferischer Architektur“ gesehen. Es gibt in der Tat unterschiedliche „Architektursprachen“ und zwar je nach Bauweise: eine strukturelle und eine „ganzheitliche“ oder „verwobene“, „gebundene“. Im ersteren Falle wird eine technische Struktur (Statik und Haustechnik) angeboten, die Raum lässt für ganz unterschiedliche Ausformungen. Dabei denkt man sogleich auch an Vereinheitlichung wie beim Plattenbau. Andere sehen, welche Möglichkeiten der individuellen Gestaltung gerade darin liegen, dass die Konstruktion nicht die Nutzungen auf Dauer vorgibt. Das Modell sind die Lofts in ehemaligen Fabriken, Lagerhäusern, Kasernen. Im zweiten Falle wird angenommen, es werde, ja solle sich nichts ändern. Gerade beim Wohnhaus sei „Form“ unverzichtbar, weil sich das Wohnen dadurch von



Appartementkomplex River Terraces in Melbourne, dessen Gestaltung wesentlich durch die Photovoltaiktechnologie mit bestimmt wird. Architekten Jackson, Clements, Burrows. Struktur und Licht als Identifikationsmerkmale.

Aus:  
Sybille Kramer  
*Townhouses and more*. Verlagshaus Braun,  
Berlin. 2008. Seite 15

Diese Beispiele von gebäudeintegrierten Photovoltaiksystemen zeigen – ob sie nun gefallen oder nicht –, dass neue Technologien unweigerlich das architektonische Erscheinungsbild eines Hauses neu und teils ungewohnt prägen.

Noch sind Photovoltaikanlagen eine unschöne Zutat zu einem Gebäude. Bald werden sie zu einem integralen Bestandteil der Gebäudehülle.

den profanen gesichts- und formlosen Nutzbauten und ebenso von den repräsentativen Bauwerken der Arbeits- und Konsumwelt unterscheiden soll.

Für beide Vorstellungen gibt es also plausible Begründungen. Nachhaltiger sind aber Konstruktionen, die Veränderungen erlauben. Da heute mit der Verbindung von „rechnergestütztem“ Konstruieren, Produzieren, Liefern und Montieren (Logistik) die Bauteile eines Tragwerks nicht mehr allesamt in ihrer Größe genormt sein müssen, sondern ebenso wirtschaftlich unterschiedlich hergestellt werden können, ist der Kreativität des Architekten keine Beschränkung auferlegt. Im Gegenteil könnten hier sogar Konstruktionsprinzipien, die wir der Natur abschauen können, angewendet werden.

## (2) HÜLLE:

VORGEFERTIGTE ELEMENTE, ÖKOLOGISCHE KOMPONENTEN, GRÜN

### Wände

Von einer Gebäudehülle sprechen wir, seitdem Energie gespart werden muss. Zuvor war das Tragsystem auch die Hülle. Würde man mit den früheren Tragsystemen, z.B. Ziegeln, die heute geforderte Wärmedämmung erreichen wollen, dann würden die Wände viel zu dick und zu teuer werden. Heute werden die Tragkonstruktionen immer schlanker, und das darauf aufgebrachte so genannte Wärmedämmverbundsystem wird immer dicker. Die Fenster befinden sich konsequenterweise in der Ebene der Wärmedämmung. Die Größe der Fenster richtet sich nach den Vorgaben von Kosten und Energiebilanz.

Das hat beim Wohnungsbau zur Bewahrung der traditionellen Lochfassade, also einer „Mauer“, in der die Fenster wie Löcher eingeschnitten sind, geführt.

Aber diese Wände sind keine wie die früheren. Sie klingen leicht, hochtönend und hohl statt dumpf und hart und widersprechen damit unseren Gefühlen, wie ein Haus zu sein hätte. Das Wärmedämmverbundsystem ist, weil das Material vergleichsweise billig ist und weil man es mit angelehrten Arbeitern schnell anbringen kann, konkurrenzlos.

Die Ästhetik der Wohngebäude wird, wie gesagt, zweifellos künftig maßgeblich von den Erfordernissen der Energieeffizienz geprägt werden. Das optimierte Volumen-Umfang-Verhältnis des Hauses, der Verzicht auf Loggien, die thermische Abkoppelung von Anbauten wie Balkone etc., haben schon jetzt zu neuen Formen geführt. Manche meinen, die Aufgabe des Architekten bestehe auch darin, aus einem energieoptimierten Null-Energie-Bunker einen dennoch gegliederten Baukörper zu machen. Das hat zur Renaissance des Schiebeladens geführt.

Ich sehe allerdings die ästhetische Innovation nicht durch solche Attribute, sondern durch die Verwendung dynamischer ökologischer Komponenten, wie sie teilweise bei anderen Gebäudetypen bereits verwendet werden und beim Wohnungsbau nicht nur wegen der höheren Kosten, sondern auch wegen der ungewohnten Ästhetik nicht genutzt werden. Das sind flexible und feste solare Komponenten, Elemente zur Steuerung des Lichteinfalls bzw. der Verschattungen, Komponenten zur Energiegewinnung durch Wind, neue energiespeichernde Materialien usw.

Haus von Ot Hoffmann in Darmstadt, ein in den 70er-Jahren wegen seiner Begrünung revolutionäres Haus.

Aus: [www.biotope-city.net](http://www.biotope-city.net)





## Dach

Auch das Dach gehört zur Hülle. In den Städten können wir es uns überhaupt nicht mehr erlauben, das Dach nur als Hülle nach oben zu sehen. Das Dach ist als Grundstücksfläche zu sehen, geeignet für Nutzgärten und Erholungsgärten, für ökologische Komponenten (Sonne, Wind). Die Auswirkungen des Dachs als Nutzfläche auf die Architektur sind unermesslich.

## Grün

In dicht bebauten Städten gibt es wenig Grünflächen. Die Parks und Spielplätze sind größtenteils mit Wegen und Plätzen durchzogen und nicht eigentlich



Vertikale Grünflächen. Wo es an „horizontalen“ Grünflächen fehlt, kann man in die Vertikale ausweichen. Beispiele aus Paris.

Aus: [www.biotope-city.net](http://www.biotope-city.net)

grün. Folglich sollten wir die Vertikalen, die Hauswände zu Grünflächen machen, zu vertikalen Biotopen für Pflanzen und Tiere. Die Auswirkungen auf die Architektur sind auch hier grenzenlos.

### (3) INNENAUSBAU UND HAUSTECHNIK: SYSTEMBAUTEILE STATT GEWERKEWEISES BAUEN, ZUSAMMENFÜGEN FERTIGER KOMPONENTEN

#### Innenausbau

Mehr noch als für die äußere Ästhetik eines Hauses interessieren sich die Bewohner zunächst für die Gestaltung der Wohnung. Für die Gefühle, die mit Wohnen verbunden werden, wie Geborgenheit, Gemütlichkeit, Wärme, Stolz auf Erreichtes gibt es Bilder, wie ein Wohnraum, ein Bad, eine Küche auszusehen hat, die diese Gefühle vermitteln. Die Leere einer nur nach Zweckmäßigkeit eingerichteten Wohnung ist offenbar unerträglich. Betonwände und Decken, die nicht verputzt, sondern nur gespachtelt sind, werden als kalt bezeichnet. Die Fliesen im Bad sollen einen individuellen Geschmack zeigen. Genauso die Bodenbeläge. Fugen, die Konstruktionsprinzipien zeigen, darf es nicht geben. Sie würden wie Öffnungen, durch die etwas von draußen in die Wohnung dringen könnte, als beängstigend empfunden werden.

In solchen Bedeutungen der Wohnung liegt wahrscheinlich ein Grund dafür, dass der Innenausbau fast noch mehr als das Tragwerk und die Hülle jeder wirtschaftlichen Vernunft zuwider auf archaische Weise hergestellt wird.

Wie beim Tragwerk gibt es auch beim Ausbau zwei Arten: das Zusammenbauen unterschiedlicher Gewerke vor Ort und die Montage vorbereiteter Elemente.

Wirtschaftlich gesehen ist das erstere besonders nachteilig. Denn hier liegt, selbst bei guter Organisation eine Quelle von Fehlern und Zeitverbrauch. Viel zu viele – bis zu 17 – Gewerke sind tätig, die schwer zu koordinieren sind: Heizung, Sanitär, Estrich, Verputz, Fußboden, Elektro, Malen, Lüftung, Fenster, Türen, Fliesen, Küche etc.. Ein Handwerker wartet auf den anderen. Manches Werk wird durch den Nachfolgenden ruiniert. Gewährleistungsprobleme sind vorprogrammiert. Unzählige Fahrten zur Baustelle sind erforderlich, von denen viele unnötig sind. Viel Zeit vergeht. Viele Details werden erst auf der Baustelle geklärt, weil das ja möglich ist. Solche Baustellen kennt jeder. Sie sind Alltag beim Wohnungsbau.

Anders ist die Vorgehensweise bei Bürogebäuden, bei Industriebauten, teils bei Hotels und Läden, ganz anders bei Schiffen. Hier wird der Innenausbau von Herstellern von Raumsystemen durchgeführt. Der Innenausbau erfolgt auf der Grundlage eines Bausystems. Statt gemauert, gespachtelt, verfugt, werden hier vorbereitete Elemente montiert. Das heißt keineswegs, dass ein Raum wie der andere aussieht. Die Palette der Wände, Schränke, Türen und der Oberflächen ist unerschöpflich.

Eine kompakte Bauform und die Entkoppelung von Anbauten führt zu vorgestellten Sekundärsystemen, die vielfach genutzt werden können. Ein „einfacher“ Baukörper bekommt Struktur und Plastizität.

Beispiel S. 48 und 49: Genossenschaftlicher Wohnungsbau München Ackermannbogen



Diese Bauweise wird für den Wohnungsbau als zu teuer angesehen. Das ist nicht der Fall, wenn man die Vorteile in Rechnung stellt:

- eine Wohnung kann in ein bis zwei Tagen komplett ausgebaut werden
- die Materialien sind von hoher Qualität und Vielfalt
- man erreicht die höchste Maßgenauigkeit
- es gibt keine Trocknungszeit
- Reparaturen sind ohne Schmutz und Aufwand möglich
- der Koordinierungs- und Bauleitungsaufwand bei der Montage ist gering, dafür muss mehr Zeit in die Planung investiert werden.

Für die Bauhandwerker ist der Ausbau mit Raumsystemen wesentlich angenehmer als die konventionelle Bauweise. Es gibt keinen Staub, keine Nässe. Mit Arbeitern aus Billiglohnländern kann man keinen Systemausbau durchführen. Damit ist auch hier beim Ausbau angesprochen, dass konventionelle Verfahren und schlechte Planung hauptsächlich nur deshalb möglich sind, weil die Arbeitskräfte schlecht bezahlt werden.



Die systemische Bauweise erfordert bei der Grundriss- und der Detailplanung eine viel größere Genauigkeit als die konventionelle Bauweise. Änderungen vor Ort sind nicht möglich. Aber es gibt eine große Bandbreite der Oberflächenmaterialien: Holz, Kunststoff, Glas, Stein, Metall in vielfachen Variationen und Farben.

Die Systembauweise führt allerdings zu einer für manchen ungewohnten und nicht gewünschten Ästhetik des Raums. Zum Beispiel gibt es zwischen den Ebenen Wand, Fußboden und Decke eine Fuge. Auch die Innenwände haben Fugen. Die ganze Wohnung wirkt „funktionaler“ als eine konventionell gebaute Wohnung. Das ist, wie gesagt, nicht die ersehnte Gemütlichkeit.

Noch ein psychologischer Aspekt ist zu erwähnen. Beim herkömmlichen Bauen glaubt jeder mitreden zu können. Viele haben sich in Selbsthilfe versucht, meinen Baustoffe und Handwerkszeug zu verstehen. Auch die Verantwortlichen bei Genossenschaften und alternativen Projekten sehen sich als „Bauherrn“ und wollen täglich sich vom Fortgang des Bauwerks überzeugen. Diese Befriedigung ist beim systemischen Bauen nicht so groß.



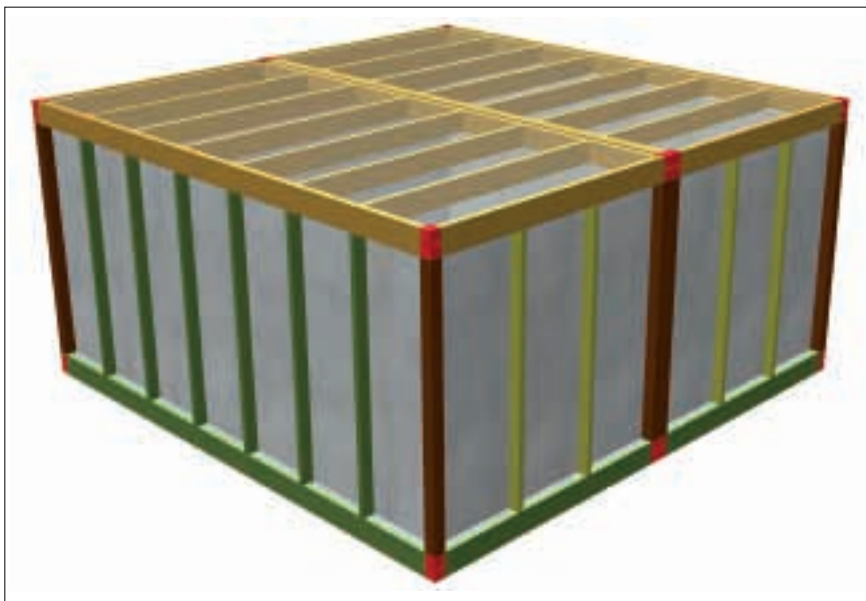
### Haustechnik

Der Anachronismus des herkömmlichen gewerkweisen Ausbaus tritt am deutlichsten zutage bei der Haustechnik, denn hier werden modernste Geräte (Heizung, Lüftung, Solarkomponenten etc.) mit konventionellen Gewerken (z.B. Estrich, Mauerwerk) auf das engste verwoben. Die Technik soll nicht sichtbar sein. Ist irgendwo ein Leck, dann ist eine aufwändige Reparatur nötig, bei der erneut mehrere Gewerke beteiligt sind. Eine „Aufputzleitung“ aber gilt als Mangel und hässlich.

### Humanisierung der Arbeitswelt

Abschließend sei noch auf einen Aspekt hingewiesen, der ethisch denkenden Wohnungsunternehmen, Genossenschaften und Baugemeinschaften nicht gleichgültig sein sollte: die Arbeitsbedingungen der Bauarbeiter und Handwerker.

Die trotz langer Bauzeiten niedrigen Kosten (inklusive der Finanzierungskosten) beim Wohnungsbau sind nur mit vergleichsweise billigen Arbeitskräf-



Raummodul von IBOS GmbH  
([www.ibos-online.de](http://www.ibos-online.de))  
Das Modul wird in Holz-Beton-Verbundbauweise hergestellt. Es wird mit Ausnahme von Finish-Arbeiten einschließlich des Innenausbaus im Werk vorgefertigt.

Diese Bauweise bietet:

- hohe, nachhaltige ökologische Bauqualität, wie sie konventionelles Bauen nicht bieten kann
- eine Baustelle mit geringen Störungen für die Nachbarschaft und Finanzierungsvorteile durch kürzeste Montagezeit vor Ort
- ökologisches, energiesparendes Baustellenmanagement durch Einsparung von Baustellenfahrten

ten möglich und durch ein System von Sub- und Subsubunternehmen. Sicherlich haben die Arbeitsschutzbestimmungen dazu beigetragen, dass sich heute nicht mehr so viele Unfälle auf den Baustellen ereignen. Die Bauarbeit ist aber nach wie vor schwer und von der Witterung abhängig. Wenn ein Haus schlecht geplant ist oder wenn während des Bauens Änderungen vorgenommen werden, hat die Bauarbeit auch etwas Würdeloses an sich, denn Löcher durch Beton zu stemmen, kann man kaum als sinnvolle Arbeit bezeichnen. Das ist Hilfsarbeit. Demgegenüber handelt es sich bei Montageprozessen um qualifizierte Arbeit. Eine Kostenrechnung

würde wahrscheinlich sogar zugunsten moderner Arbeitsweisen ausfallen. Zwar sind die Monteure teurer als ein Hilfsarbeiter. Aber es wird Zeit gespart, die Bauleitung kann reduziert werden, Fehler werden vermieden.

## Gefühle

Unsere Gefühle, die wir mit der Umwelt verbinden, sind mächtig und stärker als rationale wirtschaftliche und ökologische Erwägungen. Die Gefühle sind älter als alle Technologien und sie wandeln sich nur langsam, wenn überhaupt. Andererseits sind die Gegenstände, auf die wir unsere Gefühle projizieren, die Gebäude, die Inneneinrichtung, die vielen Zutaten in den Wohnungen zwar auf unsere Gefühle hin gestaltet – sonst würde man sie ja nicht kaufen –, aber weil sie gestaltet, also von uns gemacht worden sind, können sie auch verändert werden, ohne dass ihnen ihre Bedeutung als „Gefühlsträger“ genommen wird. Wäre das nicht so, dann gäbe es ja keine Moden und es gäbe auch keine ästhetischen Innovationen. Die Gefühle, die wir einem Haus gegenüber haben, sind kulturell bedingt. Das zeigen die unterschiedlichen Baukulturen in der Welt. Ursprünglich sind sie auf die Auseinandersetzung mit der Natur zurückzuführen. Wir bevorzugen massive, dicke, schwere Wände, ein festgefügtes Haus mit Keller und einem Giebeldach. Aber für die Auseinandersetzung mit der Natur haben wir heute andere Mittel.

Damit ist eine Aufgabe der Wohnungsunternehmen, der Genossenschaften und Baugemeinschaften beschrieben: aus wirtschaftlichen und ökologischen Gründen zweckmäßige Techniken so gestalten und einsetzen, dass sie den Gefühlen der Benutzer entgegenkommen. Auftraggeber und Architekten könnten gerade darin ihre Reputation finden.

## „BAUHERR UND ARCHITEKT SIND WIE HASE UND IGELE“

INTERVIEW MIT RIKLEF RAMBOW, ARCHITEKTURPSYCHOLOGE IN BERLIN, GEFÜHRT VON PAOLA CAREGA\*) \*\*)

*Wie nehmen Laien Architektur wahr? Mit dieser Frage beschäftigt sich der Berliner Architekturpsychologe Riklef Rambow. Er weiß: Vieles, was Architekten als Meisterwerk betrachten, können Laien nicht nachvollziehen. Und er rät Genossenschaftsverantwortlichen, die Bauprojekte beurteilen müssen, auf jeden Fall die „Laienbrille“ aufzubehalten.*

### Wohnen:

*Wenn der Architekt seinen Entwurf präsentiert, verstehen Laien oft nur „Bahnhof“. Warum ist das so?*

### Riklef Rambow:

Das hat verschiedene Gründe. Zum einen kommt es zu Missverständnissen, weil Architekten eine Fachsprache sprechen. Im Gegensatz zum Mediziner verwenden sie zwar keine lateinischen Ausdrücke, die ihre Komplexität sofort zu erkennen geben. Vielmehr benutzen Architekten alltagsnahe Begriffe sehr spezifisch und eingebunden in ein fachliches System, das Laien nicht durchschauen. Reden Architekten zum Beispiel von der „Erschließungssituation“, meinen sie damit sowohl den Eingang als solchen als auch ein Konzept vom Eintreten und die Prozesse, die damit zusammenhängen. Kein Laie kann das in dieser Weise verstehen.

*Architekt und Laie sprechen also vermeintlich die gleiche Sprache, verstehen jedoch etwas anderes darunter?*

Genau. Das ist jedoch nicht die einzige Quelle für Missverständnisse. Darüber hinaus hat Architektur sehr viel mit Wahrnehmung zu tun und die ist immer subjektiv. Wahrnehmung, sei sie nun visuell, akustisch oder haptisch, hängt von individuell gemachten Erfahrungen ab und von deren bewusster Verarbeitung zu Wissen. Deshalb spricht man zu Recht vom Auge des Experten. Der Architekt sieht jedes Gebäude auf der Grundlage seines Fachwissens, ordnet es in einen architekturhistorischen Kontext ein und setzt es in Beziehung zu aktuellen Diskursen in der Architektur. Und dies passiert spontan und unwillkürlich, im Akt der Wahrnehmung. In anderen Worten: Wenn der Architekt eine komplexe räumliche Situation wahrnimmt, greift er dabei auf Grundlagen zurück, die dem Laien fehlen. Diese Asymmetrie der Wahrnehmung führt ebenfalls oft zu Missverständnissen.

*Warum setzt sich der Architekt nicht eine „Laienbrille“ auf, wenn er dem Bauherrn seinen Entwurf vorstellt?*

Die meisten Architekten sind sich gar nicht bewusst, in welchem Masse sich ihre Perspektive von der eines Laien unterscheidet. Ihre expertenhafte Wahrnehmung ist durch jahrelange Übung automatisiert. Bereits Architekturstudenten haben Mühe, sich in die Sichtweise von Laien hineinzusetzen. Und je länger man den Beruf ausübt, desto schwerer wird es. Architekten bewegen sich, wenn man so will, in einer sehr eigenen Welt. Sie achten auf Aspekte ihrer Umwelt, die kein Laie wahrnimmt, sie beschäftigen sich mit Gebäuden, die es

\*) Das Interview, das Frau Paola Carega geführt hat, ist erschienen in: *Wohnen, Das Magazin für genossenschaftlichen Wohnungsbau*, herausgegeben vom Schweizerischen Verband für Wohnungswesen. Januar 2010, Seite 12 ff. Wir bedanken uns vielmals bei Frau Corega und bei der Redaktion *Wohnen* für die Erlaubnis, das – hier leicht gekürzte – Interview kostenfrei übernehmen zu dürfen. Joachim Brech

\*\*) Riklef Rambow ist Architekturpsychologe und -theoretiker und lebt in Berlin. Schwerpunkte seiner wissenschaftlichen Arbeit sind die Wahrnehmung und Nutzung von Architektur und öffentlichem Raum sowie die Kommunikation über und Vermittlung von Architektur. Der 45-jährige ist Mitherausgeber der Fachzeitschrift *Volkenkuckucksheim* und leitet das PSY:PLAN Institut für Architektur- und Umweltpsychologie in Berlin. Rambow ist Gastprofessor für Architekturvermittlung an der Technischen Universität Cottbus und bekleidet seit Oktober 2009 eine halbe Professur für Architekturkommunikation an der Universität Karlsruhe.



noch gar nicht gibt, und nehmen Probleme wahr, über die sich kein Laie den Kopf zerbrechen würde.

**Was kennzeichnet den Laienblick auf Architektur?**

Die Wahrnehmung eines Laien ist unmittelbar geprägt von persönlichen Empfindungen und vom alltäglichen Umgang mit Gebäuden. Die Bauten, die er jeden Tag sieht und in denen er sich bewegt, bilden den Maßstab, anhand dessen er Architektur beurteilt. Für die architektonische Gesamtaussage haben Laien oft keinen Blick, statt dessen konzentrieren sie sich auf Details, zum Beispiel bestimmte Funktionsdefizite. So kann ein einzelner Aspekt wie ein als unangenehm empfundener Handlauf oder eine fehlende Garderobe große Bedeutung bekommen. Aspekte, die vielleicht nicht einmal in der planerischen Zuständigkeit des Architekten liegen.

**Wie können sich zwei so unterschiedliche Positionen einander annähern?**

Die Verantwortung dafür, dass es zu einer Verständigung zwischen Fachperson und Laie kommt, liegt meines Erachtens immer beim Experten. Er hat die Möglichkeit, sich ein bisschen zurückzunehmen und etwas weiter auszuholen, um sich so auf die Ebene des Laien einzupendeln. Der Fachmann kann sein Fachwissen dem Laien zugänglich machen, umgekehrt funktioniert es nicht.

**Sind Architekten dazu bereit?**

Das ist sehr unterschiedlich. Natürlich haben manche Architekten nur sehr begrenzt Verständnis für vermeintlich „dumme“ Fragen von Laien und sehen wenig Sinn darin, sich auf eine Diskussion einzulassen. Es ist ihnen schlicht zu anstrengend. In so einem Fall ist die Versuchung groß, die Expertise als Schutzwall zu benützen, um Argumente abzuwürgen oder gar um den Laien einzuschüchtern.

**Ein ziemlich unfaires Verhalten.**

Ja, natürlich. Der Architekt zieht sich auf den Standpunkt zurück: Sie können das nicht verstehen, glauben Sie mir einfach, denn ich bin schließlich der Experte. Das aber bringt viele Bauherren zu Recht auf die Palme und führt auf lange Sicht fast immer zu Frustration.

**(...)**

Architektur vermittelt sich nicht von selbst, dafür ist sie viel zu komplex – man muss sie erklären. Innerhalb der Architektur ist während der letzten Jahrzehnte das Bewusstsein zunehmend gewachsen, dass Architekten in Gefahr sind, den Kontakt zur Öffentlichkeit zu verlieren. Architektur ist aber ein wichtiger Teil unserer Kultur und Lebenswelt, sie muss deshalb auch Gegenstand öffentlicher Auseinandersetzung auf möglichst hohem Niveau sein. Und dafür brauchen wir Architekturvermittler.

**Wenn Laie und Architekt ein Gebäude beurteilen, vergleichen Sie das gern mit einer Hase-Igel-Beziehung. Was meinen Sie damit?**

Werfen Sie einmal einen Blick in eine Fachzeitschrift für Architektur! Sie werden feststellen, dass darin hauptsächlich Architektur besprochen wird, die noch gar nicht existiert oder gerade erst fertig gestellt wurde. Und zwar in der Regel nicht im Nachbarort, sondern bevorzugt in Städtebaulaboren wie Dubai oder Shanghai. Genauso verhält es sich mit den Online-Informationsdiensten und Fachforen für Architekten. Besprochen wird die Architektur der Zukunft. Wie in dem Märchen vom Igel und Hasen ist der Architekt dem Laien stets um Längen – in unseren empirischen Studien sind es ungefähr 20 Jahre – voraus. Während ersterer über helixförmige Wolkenkratzer mit teflonbeschichteten Fassaden nachdenkt, steht der normale Bürger vor einem postmodernen Gebäude aus den 80er Jahren und findet das viel-

leicht ungewöhnlich und originell. Die Referenzsysteme der beiden sind extrem unterschiedlich, also kommen sie auch zu unterschiedlichen Beurteilungen.

**In dem Märchen läuft sich der Hase schließlich zu Tode, und der Igel triumphiert. Kommt es im Dialog zwischen Laie und Architekt auch zu einem so bitteren Ende?**

Ich hoffe doch nicht! Leider ist es aber schon oft so, dass Architekten gegenüber dem vermeintlichen Konservatismus der Laien eine abschätzige Haltung einnehmen. Damit bringen sie sich um die Chance, im konstruktiven Dialog mit Laien deren Interesse für aktuelle Architektur zu wecken. Ich glaube fest daran, dass die Möglichkeiten, durch gute und nachvollziehbare Argumente zu überzeugen, sehr groß sind. Dann sieht der Bauherr einen progressiven Entwurf plötzlich mit anderen Augen und ist bereit, auch über ungewöhnliche Lösungen nachzudenken. Im Idealfall findet der Architekt aufgrund seines Wissens und Könnens gemeinsam mit dem Bauherrn eine Lösung, welche die Bedürfnisse des künftigen Nutzers besser erfüllt, als dieser sich das vorher überhaupt hätte vorstellen können.

**Wo klaffen Geschmack und Vorlieben von Laien und Architekten am weitesten auseinander?**

Große Unterschiede kommen zum Beispiel bei der Bewertung von Materialien vor. Sichtbeton ist ein Stichwort. Architekten empfinden Sichtbeton – Beton also, der nicht verputzt oder verblendet wurde – als authentisch, zeitgemäß und ehrlich. Für die breite Öffentlichkeit hingegen sieht eine Sichtbetonwand nackt und unfertig aus. Viele Laien verbinden mit dem Material Gebäude aus der überhitzten Bauphase der Nachkriegszeit und Zweckbauten wie Tiefgaragen oder Autobahnbrücken. In ihren Augen wird Sichtbeton also

überall dort eingesetzt, wo es um Ökonomie und Zweckerfüllung geht. Der Baustoff wird daher oft sehr emotional abgelehnt, das führt immer wieder zu heftigen Konflikten.

*Welche Divergenzen gibt es beim Wohnungsgrundriss?*

Im Wohnungsbau ist den Architekten der Blick ungemein wichtig. In Entwurfsbeschreibungen ist dann die Rede von Blickachsen und Blickbeziehungen. Überspitzt ausgedrückt scheint Wohnen für manchen Architekten in erster Linie rein\_, durch\_ und rausgucken zu bedeuten. Also werden Räume mit möglichst wenigen Unterteilungen und höchstmöglicher Transparenz konzipiert. Für den Laien dagegen müssen sich im Innenbereich als erstes die Grundbedürfnisse des Wohnens erfüllen. Kein Bewohner wird sich an dem raffinierten Konzept von Transparenz und Öffnung erfreuen, wenn die flexible Raumaufteilung mit Schiebewänden dazu führt, dass Stellplätze für die Möbel fehlen, die Akustik als unangenehm empfunden wird oder keine Privatsphäre mehr möglich ist.

*Also verstehen Architekten etwas anderes unter Wohnen als Laien?*

Nicht unbedingt, aber für Architekten ist Wohnen auch ein ästhetisches Phänomen, es geht um Konzepte, und es gibt eine starke Tendenz, eine

normative Vorstellung vom zeitgemäßen Wohnen zu verwirklichen. Dabei geraten die vergleichsweise trivialen Alltagsbedürfnisse der künftigen Bewohner manchmal etwas aus dem Blickfeld. Im Englischen gibt es dafür die schöne Redewendung „a house is not a home“: Ein Haus ist nicht automatisch ein Zuhause. Kommt hinzu, dass sich Architekten schon immer bis zu einem gewissen Grad als Lebensreformer verstanden haben. Schon Anfang des 20. Jahrhunderts war Nachdenken über Wohnen damit verbunden, Wohnen zu verändern – denken Sie nur an Le Corbusiers Wohnmaschinen. Das sind nicht einfach nur Behausungen, es sind materialisierte Konzepte eines sehr strengen modernen Lebensstils.

*Die Verantwortungsträger bei den Baugenossenschaften sind meist Architekturlaien. Trotzdem müssen sie architektonische Entwürfe und Konzepte beurteilen, sitzen vielleicht gar in der Jury eines Architekturwettbewerbs. Soll man sich auf solche Aufgaben vorbereiten – oder aber seinen Laienblick bewusst bewahren?*

Ganz nützlich kann es sein, sich im Vorfeld Online – Architektur – Portale anzuschauen oder Zeitschriften im Grenzbereich zwischen Populär- und Fachliteratur. So bekommt man einen Einblick in aktuelle Debatten. Die Laienbrille sollte man aber auf

jeden Fall aufbehalten – man darf sie allerdings durch ein grundsätzliches Interesse und eine Aufgeschlossenheit für Architektur ergänzen.

*Und was sollte der Architekt beachten, wenn er seinen Entwurf vor Laien präsentiert?*

Bei allen Darstellungsformen, die der Architekt benutzt – also Modelle, Computersimulationen, Perspektiven, Schnitte, technische Zeichnungen sehen Laien sehr viel weniger als Experten und oft auch etwas anderes. Schließlich bilden solche Darstellungen nicht 1:1 die Realität ab, sondern abstrahieren in bestimmter Weise von der Wirklichkeit. Also müssen sie übersetzt, ergänzt und erläutert werden. Architekten, die sich dessen bewusst sind, können bereits in der Vorbereitung darauf achten, ihre visuellen Darstellungen besser lesbar zu machen. Gezielte Erläuterungen während der Präsentation sind ebenfalls wichtig. Der Architekt sollte sich die Mühe machen, zu zeigen, auf welchen Aspekt einer Darstellung er sich gerade bezieht, und welche Perspektive er einnimmt, statt die Zuhörer mit schicken, aber hochkomplexen und folglich unverdaulichen Darstellungen zu erschlagen. Schon diese an und für sich einfachen Faustregeln werden meiner Erfahrung nach oft nicht genügend berücksichtigt.

## ARCHITEKTUR UND SOZIALES – DER „ERSTE WIENER WOHNBAUPREIS“

JOACHIM BRECH

Der „erste Wiener Wohnbaupreis“ wurde dem Projekt „Interethnische Nachbarschaft“ verliehen

Wien ist anerkanntermaßen eine der Städte, in denen dem Wohnungsbau in allen seinen Dimensionen eine sehr große Bedeutung eingeräumt wird. Nicht alles, was hier gebaut wird, kann indes Beifall finden. Auch die Dominanz der großen Bauträger ist nicht unumstritten. Dennoch ist das Niveau des Wohnungsbaus insgesamt hoch.

Für die Stadtpolitik ist der Wohnungsbau ein wichtiges Feld der Profilierung. Dabei spielen Wettbewerb und Preise eine große Rolle. Man kann zeigen, welchen hohen Standard die Wohnbauarchitektur erreicht hat. Man stellt sich auch der öffentlichen Diskussion.

Ein mit einem Preis ausgezeichnetes Gebäude muss eine herausragende und nachprüfbare Qualität besitzen, damit sich die Preisverleihung nicht negativ auf die Entscheidenden auswirkt. Das ist nicht leicht, wenn man bedenkt, wie unterschiedlich die Auffassungen von guter Architektur sind und in welchem Konkurrenzfeld sich die Beteiligten befinden.

2009 hat die Stadt Wien erstmals den „Wiener Wohnbaupreis“ vergeben. Eine kleine, international zusammengesetzte Jury, der ich angehörte, bekam die große Verantwortung übertragen, aus rund dreißig eingereichten Projekten eines auszuwählen, das zum ersten Mal mit diesem Preis ausgezeichnet werden sollte.

Der Preis wurde, zu mancher Überraschung, an ein so genanntes Integrationsprojekt, die „Interethnische Nachbarschaft“, einem Projekt im Stadtteil Alterlaa, vergeben.

Da sich dieser Wohnbaupreis von anderen, zum Beispiel dem Bauherrenpreis, deutlich unterscheidet, möchte ich folgend darüber berichten.

Bei einem mit dem Wohnbaupreis ausgezeichneten Gebäude werden manche eine extravagante Architektur, eine Architektur-Fotografie-Architektur erwarten.



Wanderschatten



Eigener Teich



Mit dem ersten Wiener Wohnbaupreis 2009 für die „Interethnische Nachbarschaft“ der Sozialbau und des Architekten Peter Scheifinger wurde jedoch ein Projekt ausgezeichnet, dessen Qualität sich nicht auf den ersten Blick erschließt. Die Wohnanlage hat nichts vordergründig Spektakuläres. Sie ist außerordentlich komplex und zugleich subtil. Ihre Architektur ist pragmatisch, sie übt keine Dominanz aus. Dass hier Menschen aus über zwanzig Nationen zusammenleben, ist zunächst gar nicht erkennbar.



Weg zwischen den Häusern

Mit der Auszeichnung dieser Wohnanlage hat die Stadt Wien eine Orientierung für den Wohnbau in architektonischer und sozialer Hinsicht gegeben. Vor allem das Zusammenwirken dieser beiden Aspekte ist beispielhaft für die Zukunft: Wohnen integrativ.

## WOHNBAU-ARCHITEKTUR IN EINER ZEIT DES WANDELS

Architektur ist, wie in diesem Heft öfters betont, das Ergebnis des Zusammenwirkens von städtebaulichem Kontext, einzelnen Funktionen, Bautechnik, wirtschaftlichen Bedingungen – der Markt – und Gestaltung. Es ist bei so vielen Faktoren immer ein Kompromiss.

Die Kompromissfindung ist ein schwieriger Prozess. Wird ein einzelner Aspekt zu sehr betont, dann führt das meistens zu keinem befriedigenden Ergebnis. Erschwerend ist: die einzelnen Anforderungen sind dynamisch. Die bautechnischen Anforderungen ändern sich zum Beispiel aufgrund neuer energetischer Vorgaben. Die Funktionen und ihre Zuordnungen sind neu zu überdenken, weil sich die Anforderungen an das Wohnen im Strukturwandel teils sogar radikal ändern. Man denke nur an die mit der Alterung verbundenen neuen Anforderungen oder an die Integration von Zuwanderern. Und auch die Empfindungen gegenüber den mit der Gestaltung verbundenen Kodierungen und Formelementen wandeln sich wie die Lebensstile.

Die Aufgabenstellung ist also immer wieder eine neue. Angesichts der hohen Investitionskosten und der Lebensdauer der Gebäude sind Fehler schwerwiegend.



### Die Entwurfsidee

Wenn wir die einzelnen zu beachtenden Aspekte: Funktionalität, Bautechnik, Wirtschaftlichkeit usw. aufschlüsseln, erhalten wir eine lange Liste von teils sich widersprechenden Kriterien, zum Beispiel: Kommunikationsräume versus Wirtschaftlichkeit. Wir benötigen deshalb eine „Entwurfsidee“, die die einzelnen, auseinander strebenden Teile zusammenbindet. Diese Idee ist ihrerseits vom Zeitgeist geprägt. Die Geschichte des Wohnungsbaus, die in ihren Etappen in Wien allgegenwärtig ist, belegt das nachdrücklich. Man kann sehen, wie gesellschaftliche Konzepte, formuliert von den gerade maßgebenden Institutionen oder Bauherren, in Gebautes transformiert worden sind, wie sie in Architektur ihren Ausdruck gefunden haben. Die kreative Idee fällt also nicht vom Himmel, ist kein Geniestreich, sondern ist eine komplexe, viele Aspekte verbin-



dende Antwort auf die jeweilige gesellschaftlich relevante Konstellation. Aus diesem Grund haben gerade die namhaften Architekten auch die gesellschaftlichen Fragen in ihre Planungen einbezogen und sich zudem theoretisch mit ihrer Tätigkeit auseinander gesetzt.

### Der Auftraggeber

In unserer heutigen Zeit der Vielfältigkeit und Vieldeutigkeit gibt es für Architekten keine eindeutigen Partner oder Auftraggeber, die den Rahmen für die Idee abstecken könnten, die sagen, durch welche ästhetischen Kodierungen sie ihren Status gespiegelt sehen möchten. Zum Beispiel galt den Protagonisten des Neuen Bauens in den 20er-Jahren die kubische Bauform als Gegenentwurf zum Bürgerlichen und seinen Lebensweisen und als Vision für eine neue Zeit. Hier also eine eindeutige gesellschaftliche Idee, die eine bestimmte Form gefunden hat.

In die Rolle, den inhaltlichen Rahmen für die Entwurfs-idee zu formulieren, sind in den letzten Jahrzehnten staatliche Institutionen oder auch die Wohnungsunternehmen und Genossenschaften gekommen. Solange die sich Komplexität in Grenzen hielt, lief das gut, d.h. es entstanden Wohnungen, die den Lebenswünschen und den Möglichkeiten der Wohnenden entsprachen und die ihnen auch gefielen.

Heute also formulieren Institutionen die Ansprüche: das sozial Gerechte, das Angemessene. Sie definieren den finanziellen Rahmen und den Markt. Sie interpretieren die Bedürfnisse der Wohnenden so gut es geht und suchen nach Verfahren, wie sie die allgemeinen und die individuellen Bedürfnisse ermitteln und ihnen eine Form geben können. Um mehr Informationen zu bekommen, werden Befragungen durchgeführt. Aber auch die Befragten kennen häufig ihre Möglichkeiten nicht. Auch der Markt allein, also der Erfolg beim Verkauf oder der Vermietung, gibt keine Orientierung für einen Wohnungsbau der nachhaltigen Stadtentwicklung. Nicht alles was verkaufbar ist, ist auch gut. Marketing – Ihr Traumhaus, Ihre Traumwohnung – verstellt den Menschen den Blick für das Mögliche und Notwendige, das oft Einfache.

Unter anderem aus der Notlage heraus, nicht eindeutig zu wissen, wie die Menschen, wenn sie tatsächlich Wahlmöglichkeiten haben, wohnen möchten oder auch aus dem Bestreben, anderen die eigenen Ideen nicht aufoktroieren zu wollen, haben sich in den 70er-Jahren verantwortungsbewusste Architekten der Partizipation zugewandt. Sie suchten neue Erkenntnisse und auch die Legitimation der eigenen Tätigkeit innerhalb ihres Bezugsrahmens. Die so entstandene Architektur unterscheidet sich durch Individualität und Subtilität vom Regelwohnbau. Manches ist auch beim Entwurf der Interethnischen Nachbarschaft eingeflossen.

### Einfache Bedürfnisse – schwer zu erfüllen

So sehr sich die Anforderungen an die Wohnungen in den letzten Jahren gewandelt haben, so gibt es doch auch konstante Bedürfnisse, wie zum Beispiel „ein sicheres Zuhause haben“, „in guter Nachbarschaft wohnen“, „in einem überschaubaren Haus wohnen“, „einen nicht einzusehenden Freiraum besitzen“ – Selbstverständlichkeiten gewissermaßen. Aber ist es nicht leicht, solche Bedürfnisse in Räumliches zu transferieren. Wie sonst ist zu erklären, dass selbst in Wien mit seiner herausragenden Wohnbautraditionen solche einfachen Dinge oft nicht beachtet werden: Da gibt es zum Beispiel Gebäudeerschließungen mit hundert und mehr Meter langen schmalen Laubengängen, einer über dem anderen oder private Freiräume, von allen Seiten einzusehen und eigentlich nicht benutzbar usw.

Wenn wir die Wohnenden zum Erscheinungsbild eines Wohnhauses zu Wort kommen lassen, dann möchte ich folgende Aussage als repräsentativ bezeichnen: „Mein Wohnhaus soll sich von anderen unterscheiden, aber es soll auch nicht extravagant aus dem Rahmen fallen“ – eine schwere und widersprüchliche Aufgabe für die Architekten. Einerseits sollen sie etwas Besonderes liefern, andererseits ihrer Gestaltungs-Kreativität Zügel anlegen. Diese Aufgabe kann eigentlich nur durch Empathie, Einfühlung und die Fähigkeit, die Lebenswelten der Menschen „ganzheitlich“ zu erfassen, gelingen. Ein Wohnhaus muss, wie zum Beispiel auch ein Kindergarten oder eine Grundschule, für den Alltag tauglich sein. Dafür sind Räume zu gestalten, nicht nur funktionell, sondern so, dass die Nutzenden daran Freude haben, dass sie sich darin „einrichten“ können, dass sie darin gesehen werden wollen und sich selbst gerne darin sehen. Wohnen ist keine Sache der Vernunft allein.

### Differenzierung und Einheitlichkeit

Neben Einfachheit ist Differenzierung ein Qualitätskriterium. Differenzierung bedeutet u.a.: man kann ein und dieselbe Fläche, z.B. die Gemeinschaftseinrichtungen, ganz unterschiedlich zuordnen und verteilen, oder: für das Gemenge der Wohnungen in einem Haus gibt es unterschiedlichste Organisations- und Erschließungsformen, oder man kann Wohnungen unterschiedlicher Größe und mit verschiedenen Grundrissen in einem Gebäude differenziert statt gestapelt verteilen. Ein guter Entwurf zeichnet sich dadurch aus, dass ein hohes Maß an Differenzierung in der Struktur möglich ist, ohne dass das Haus die auch geforderte Einheitlichkeit verliert.

## INTERETHNISCHE NACHBARSCHAFT

Wenn wir vor diesem Hintergrund die Interethnische Nachbarschaft betrachten, dann sehen wir viele dieser Anforderungen erfüllt. (Dass heute mit neuen energetischen Anforderungen schon wieder neue hinzugekommen sind, zeigt, wie schnell sich innerhalb weniger Jahre der Wohnungsbau verändert.)

Wenn man die Architektur der Interethnischen Nachbarschaft mit anderen herausragenden Wohnanlagen vergleicht, dann wird man feststellen, dass es dem Architekten hier in besonderem Maße, aufgrund von Erfahrung und Einfühlungsvermögen, gelungen ist, die Alltagsvielfalt mit einem einheitlichen Gebäude-Charakter zu verbinden. Das Unspektakuläre ist hier die besondere Qualität, die sich beim zweiten Blick Jedem erschließt.

Die Wohnanlage hat einen sehr hohen Grad an Differenzierung. Ein wichtiger Aspekt ist, dass sich die Wohnenden nicht in ein Schema gepresst fühlen müssen.

Diese unpretentiöse Ausstrahlung der „Interethnischen Nachbarschaft“ bedeutet den Bewohnern, wie sie sagen, viel. Sie heben einerseits die gesamte Gestaltung, die das Haus von anderen unterscheidbar macht, hervor, andererseits aber sind sie froh, nicht in einem modischen Architektur-High-Light zu wohnen. Sie können sich mit ihrem Haus und ihrer Wohnung bei Freunden und Verwandten sehen lassen. Das Haus ist repräsentativ für ihren sozialen Status und ihr „Milieu“, um die aktuelle soziologische Metapher zu verwenden.



Hoffest

## DAS SOZIALE: BEWOHNER/INNEN AUS ÜBER ZWANZIG NATIONEN UNTER EINEM DACH

Das zweite Zeichen, das mit dem Wohnbaupreis gesetzt wurde, betrifft den Integrationsanspruch, der mit dem Projekt verbunden ist, bzw. die Art und Weise, in der er eingelöst wurde.

Dass es sich in diesem Falle um die Integration von Zuwanderern handelt, ist allein nicht ausschlaggebend, sondern beispielhaft zu sehen. Denn die Frage, auf welche Weise und unter welchen Voraussetzungen Menschen in all ihrer Verschiedenheit in den vergleichsweise hoch verdichteten Wohnanlagen gut zusammenleben, wie sich integrieren können, stellt sich nicht nur bei dieser Gruppe.

Auch hier gibt es keine eindeutigen Festlegungen oder gar „Handlungsanweisungen“. Wir können in allgemeiner Form aber sagen, was Integration behindert und was sie fördert. Hinderlich sind in erster Linie starre oder ideologische Haltungen, wie sie zum Beispiel in der Diskussion über „soziale Mischung“ zu hören sind. Förderlich ist, Optionen und Wahlmöglichkeiten zu bieten. Förderlich ist eine differenzierte Architektur.

Die „interethnische Nachbarschaft“, ein Wohnkomplex mit rund 150 Woh-



Versunkener Hof

nungen könnte mit ihren über zwanzig Nationalitäten gewissermaßen als ein gespiegelter Mikrokosmos der vielkulturellen Stadt Wien angesehen werden. Über zwanzig Nationen – das heißt: viele unterschiedliche kulturelle Hintergründe, Sprachen, Religionen, Mentalitäten und vor allem Alltagsgewohnheiten, hier Singles, da Familienclass – vorprogrammierte Konflikte sollte man meinen. In der Tat stellt sich die Aufgabe der Integration im alltäglichen Leben immer neu und unter immer neuen Bedingungen. Innovationen wie die Interethnische Nachbarschaft bieten die Chance zu lernen und Erfahrungen zu sammeln für „sozial nachhaltiges“ Wohnen.

Insofern ist es ermutigend, dass der Wohnbaupreis einem Projekt verliehen wurde ist, bei dem der Bauträger Risiken eingegangen ist. Das Experiment gelang. Was sind die Gründe für das Gelingen?

### Keine normativen, diskriminierenden Vorgaben

Wesentlich zur Integration beigetragen hat nach Meinung der Wohnenden, dass hier mit ihnen kein „Sozialexperiment“ durchgeführt wurde, indem etwa eine bestimmte ethnische Mischung, wie gerade politisch opportun sein

mag, durchgesetzt worden wäre. Zwar war ein Verhältnis von 50 % Einheimischen und 50 % Zuwanderern als erstrebenswert vorgegeben, aber es wurde nicht rigide durchgesetzt. Bei der Bewerbung um eine Wohnung wurden die Interessierten nicht einmal nach ihrer Nationalität befragt. Die meisten Interessenten suchten nicht nach einem „integrativem Wohnmodell“, sondern eine schöne und leistbare Wohnung. Sie zeigten sich aber offen für den Gedanken des Interkulturellen. Entscheidend war, dass sie sich von Anfang an keiner Diskriminierung ausgesetzt sahen.



### Angebote für soziales Leben: Gemeinschaftsräume

Die „Interethnische Nachbarschaft“ verfügt über mehrere unterschiedliche Gemeinschaftsräume: vier kleine Gemeinschaftsräume bei den Stiegenhäusern, einen großen Gemeinschaftsraum, eine Sauna, Waschküche. Außerdem gibt es Läden und zwei Gaststätten. Sicherlich wird man so große und gut ausgestattete Gemeinschaftsräume wie in dieser Wohnanlage nicht zum Standard machen können. Wesentlicher für das soziale Leben sind die vier kleinen, geradezu intimen Räume. Sie sind ideal für die unterschiedlichsten Aktivitäten: kleine Familienfeiern, Nachhilfeunterricht, Gymnastik usw. Besonders für Migrantenfamilien, die die Privatheit ihrer Wohnung besonders schützen wollen, sind diese Räume sehr wichtig. Auch bei der Hauserschließung hat sich der Bauträger in der Abwägung zwischen Kommunikationsflächen und Wirtschaftlichkeit für Ersteres entschieden.

### Ausgleiche

In einer Wohnanlage dieser Größenordnung kann es nicht gelingen, jedem Bewohner das Gleiche zu bieten. Die Versuche führten zu den unmenschlichen Wohnmaschinen. In der „interethnischen Nachbarschaft“ wurden deshalb Ausgleiche geschaffen. Wer zum Beispiel keinen der begehrten privaten Dachgärten bekommen konnte, hat zum Ausgleich eine Loggia und Zugang zum öffentlichen Dachgarten.



### Die Hausbesorgung – soziales Management

Die „interethnische Nachbarschaft“ hat einen Hausbesorger. Der Hausbesorger ist selbst Zuwanderer und wohnt mit seiner Familie im Haus.

Seine Tätigkeiten weisen auf das künftige Aufgabenspektrum von Hausbesorgern hin. Es umfasst wie jeher organisatorische Angelegenheiten u.a. Kontrolle der Reinigung, Beauftragung von Reparaturen, Vermietung der Sauna usw. In weit größerem Umfang aber handelt es sich um sozialpsychologische Dienstleistungen. In der „interethnischen Nachbarschaft“ treffen wie in jedem anderen Wohnhaus dieser Größe unterschiedliche Mentalitäten aufeinander, gibt es unterschiedliche Vorstellungen der Bewohner über Ruhe, Ordnung, Sauberkeit, gibt es nachbarschaftliche Differenzen. Ganz entscheidend trägt der Hausbesorger als allgegenwärtiger Ansprechpartner dazu bei, dass diese Unterschiedlichkeit im Alltag geregelt werden kann.

So ist es dieses beispielhafte Zusammenwirken von Architektur und sozialer Organisation, das mit dem Wohnbaupreis ausgezeichnet worden ist.



## REZENSIONEN

Eckhard Feddersen, Insa Lütke

### **Entwurfsatlas Wohnen im Alter**

Reihe: Entwurfsatlanten  
248 S. 600 Abb., 149 in Farbe., Geb.;  
Format 24,5 x 33,5 cm; Birkhäuser Verlag,  
Basel, 2009; ISBN 978-3-7643-8870-6;  
89,90 EUR

Der Band beinhaltet umfangreiche Fachbeiträge und eine breite Bautypologie mit vorbildlichen internationalen Projekten. Das Thema wird umfassend behandelt, nämlich hinsichtlich Architektur, Bauwesen, Freiraumgestaltung und Städtebau gleichermaßen.

Der Verlag: „Qualitätsvolles Leben im Alter ist eines der großen Themen unserer Zeit. Architektur und Bauwesen tragen dazu innovative Wohnformen, intelligente Konzepte für Barrierefreiheit sowie fortschrittliche Betreuungsstrukturen für gebrechliche und demenzerkrankte Menschen bei. Anspruchsvolle Entwurfslösungen lassen die Grenzen zwischen Wohnen und Pflege, zwischen Wohnungsbau und Pflegewirtschaft, zwischen individuellen, kollektiven und begleiteten Wohnformen und auch zwischen den verschiedenen Lebensphasen immer weiter zurücktreten, zugunsten eines umfassenden Trends zu integrativen Wohnformen. Mit diesem Band wird die Reihe Entwurfsatlanten in Konzeption, Inhalten und Darstellung zugunsten eines höheren Kundennutzens optimiert. Ein Drittel des Bandes bietet detaillierte Fachinformation von etwa 15 Beiträgern, auch zu übergreifenden Fragen von Energiehaushalt und Nachhaltigkeit, Freiraumgestaltung und städtebaulichen Aspekten. Im typologisch geordneten Beispielteil zeigen etwa 40 internationale Bauten in bis zu achtseitigen Analysen vorbildliche Entwurfslösungen für Mehrgenerationenhäuser, betreutes Wohnen, Wohnen für Demenzerkrankte und andere Zielgruppen, Wohnheime, Pflegeheime sowie integrative Projekte.“

#### *Einblick in das Inhaltsverzeichnis*

#### GRUNDLAGEN

- M. Beth Tauke: Universal Design – Eine Unabhängigkeitserklärung
- Eckhard Feddersen: Das Bett, das Zimmer, das Haus – im Lebensabschnitt Alter
- Angelika Hausenbiegl: Alte Menschen in den Gesellschaften
- Marie-Therese Krings-Heckemeier: Neue Wohnformen für ältere Menschen

- Maria B. Dwight: Von „Retirement Communities“ zur Sinngemeinschaft
- Johanna Myllymäki-Neuhoff: Demenz als Seinsform: Wohnumfeld und Handlungskompetenz
- Stefan Dreßke: Leben und Sterben: Wohnen im Hospiz
- Insa Lütke: Vom Wesen des Wohnens: Sicherheit – Geborgenheit – Orientierung
- Dietmar Eberle: Vorsorge in der Grundrissplanung
- Yasmine Mahmoudieh: Innenarchitektur und Produktdesign
- Harms Wulf: Gärten für Senioren – Eckpunkte einer altersgerechten Freiraumgestaltung

#### PROZESSE

- Eckhard Feddersen: Die Rolle des Architekten im Planungsmarkt Pflege und Wohnen
- Rudolf Welter, Matthias Hürlimann, Katharina Hürlimann-Siebek: Planen und Entwerfen für Menschen mit Demenz
- Georg W. Reinberg: Lebenszyklus und Energiebilanz von Wohngebäuden
- Nikolaos Tavidis: Betreiber, Träger, Bauherren: Wohnungswirtschaft – Pflegewirtschaft
- Bernhard Heiming: Projektsteuerung und Kostenmanagement bei Seniorenimmobilien
- Helmut Braun: Qualitätsmanagement und Zufriedenheitsstudien

#### WOHNEN IM ALTER – TYPOLOGIEN UND BEISPIELE

- Mehrgenerationen-Wohnen
- Betreutes Wohnen – Wohnen mit Service
- Zielgruppenorientiertes Wohnen
- Wohnen für Menschen mit Demenz
- Wohn- und Pflegeheime
- Integratives Wohnen – quaternahe Angebote

Weber & Partner; Institut für Stadtplanung und Sozialforschung (Hrsg.)  
Dorothee Baumann; Gabriele Steffen;  
Murat Turan; Rotraut Weeber

#### **Wohnen 50 plus**

Fakten, Anforderungen, Beispiele  
160 Seiten, zahlr. Abbildungen und Fotos  
Ernst Wasmuth-Verlag, Tübingen, Berlin, 2010;  
ISBN 978-3-8030-0715-5; 24,80 EUR



#### *Aus dem Inhalt:*

- Auf ein Neues – wer zieht nochmals um und welche Wohnungen suchen Menschen über 50?
- Milieus, Wohnstile, Marktsegmente
- In der Stadt attraktiv zur Miete wohnen
- Umbau von Mietwohnungen
- Sicher für alle Fälle – auf Dauer günstig wohnen in der Siedlung
- Hochwertige Eigentumswohnungen in der Innenstadt
- Baugemeinschaften – individuell und gemeinsam planen und bauen
- Ausblick: 50 plus – Wohnbedürfnisse und Qualitäten

Die Autorinnen und der Autor meinen, wie ja auch der Buchtitel sagt, dass man heute schon im Alter von 50 Jahren Sorge für das Wohnen im Alter tragen sollte, wenn man nämlich noch mobil und entscheidungsfähig sei. Die meisten würden diese Thematik vor sich herschieben. Der Band richtet den Blick deshalb mit Fakten und vielen Beispielen auf die Generation der 50- bis 60-Jährigen.

Dabei kombinieren die Autorinnen und der Autor Forschungsergebnisse mit Beispielen aus unterschiedlichen Marktsegmenten. Die voyeuristischen Innenaufnahmen von Älteren in ihren Wohnungen kann man allerdings als peinlich empfinden.

Joachim Fischer / Philipp Meuser (Hrsg.)

#### **Barrierefreie Architektur**

Handbuch und Planungshilfe  
330 S., über 300 Abb., 225 – 280 mm,  
Hardcover mit Gummiband  
Dom Publishers, Berlin, 2009;  
ISBN 978-3-938666-46-3; 78,00 EUR

Barrierefreiheit wird eine immer wichtigere Planungsaufgabe. Jetzt möchte die Euro-

päische Kommission sogar verschärfte Auflagen für Vermieter verordnen: „Im Zuge der Überarbeitung der EU-Antidiskriminierungsrichtlinien sollen Vermieter dazu verpflichtet werden, Umbauten vorzunehmen, um Wohnungen behindertengerecht anbieten zu können. (...) Bei strenger Auslegung der Richtlinie würde dies bedeuten, dass Millionen Wohnungen in Europa behindertengerecht umgebaut werden müssen (...). Anders als bisher vorgesehen, soll nicht nur der Staat in seinen Gebäuden den barrierefreien Zugang sicherstellen, sondern auch private Vermieter. Als Diskriminierung von Personen mit Behinderung soll künftig gelten, wenn ihnen im Einzelfall eine „angemessene Räumlichkeit“ verweigert wird. Unter „angemessen“ seien notwendige und geeignete Veränderungen zu verstehen, die behinderten Personen den gleichen Zugang ermöglichen wie nicht behinderten, heißt es in der Richtlinie. In der Begründung wird ausgeführt, dass individuelle Maßnahmen eine große Rolle spielten, um volle Gleichbehandlung zu gewährleisten“

(Aus: FAZ.net v. 30.01.2010).



Für Architekten stellt sich hier eine qualitativ neue Aufgabe. Denn barrierefrei zu bauen bedeutet jetzt mehr, als nur breite Türen und niedrige Lichtschalter einzurichten. Barrierefreiheit zu realisieren wird eine Gestaltungsaufgabe.

In dem Band werden nach einführenden Essays rd. 50 aktuelle Projektbeispiele, umfangreich in Texten, Fotos, Plänen und Zeichnungen präsentiert. Sie vermitteln eine moderne Formensprache, mit deren Hilfe zeitgemäße Lebensräume für den Menschen geschaffen und gestaltet werden. Der Band enthält darüber hinaus einen illustrierten Kommentar zur DIN 18025, Teil 1+2.

#### Aus dem Inhalt:

Essays

- Abschied von der Behindertenrampe
- Barrierefreiheit als Herausforderung

- Barrierefreier Tourismus
- Piktogramme und bauliche Barrieren

Projekte  
Planungsgrundlagen für barrierefreie Wohnungen

ua.a:

- Behinderungen und ihre spezifischen Planungsanforderungen
- Horizontale Erschließung
- Vertikale Erschließung
- Wohnung
- Haustechnik

Susanne Edinger, Helmut Lerch, Christine Lentze

#### Barrierearm – Realisierung eines neuen Begriffes

Kompodium kostengünstiger Maßnahmen zur Reduzierung und Vermeidung von Barrieren im Wohnungsbestand  
Bauforschung für die Praxis, Band 81; 192 S., zahlreiche farbige Abbildungen und Tabellen, kartoniert; Fraunhofer IRB Verlag, Stuttgart; 2007; ISBN 978-3-8167-7409-9; 50,00 EUR

Der Verlag: „Bestandsanpassung ist eine der wichtigsten Aufgaben für die Bauwirtschaft in den nächsten Jahrzehnten. Wie aber können Wohnungen so angepasst werden, dass Menschen dort auch im Alter selbstbestimmt und selbstständig wohnen können?“

In diesem Kompodium sind über 80 praxisgerechte Beispiele gesammelt, wie in Bestandswohnungen Barrieren abgebaut werden können – auf kostengünstige (...) und praktische Art.

Barrierereduzierung nicht als Spezialmaßnahme für bestimmte Zielgruppen, sondern als selbstverständlicher Standard bei allen anstehenden Umbau- und Erneuerungsaufgaben: Dazu bedarf es oft nur der „richtigen“ Gedanken. So entstehen nutzerorientierte und komfortable 'Wohnungen für Alle, die auf dem Wohnungsmarkt langfristig Bestand haben.“

Günther Simon

#### Das energieoptimierte Haus

Planungshandbuch mit Projektbeispielen 2., erweiterte und aktualisierte Auflage. EnEV 2009 bereits eingearbeitet; 264 Seiten; 21 x 29,7 cm. Gebunden. Mit vielen Zeichnungen, farbigen Abbildungen und Fotos. Bauwerk Verlag, Berlin, 2009; ISBN 978-3-89932-135-7; 58,00 EUR

In dem Planungshandbuch für Fachleute werden Hauskonzepte zur Energieeinspa-

rung von der einfachen energetischen Verbesserung der Hüllfläche über die Wahl der Beheizung und Warmwasserbereitung bis hin zum Null-Heizenergiehaus detailliert behandelt.

Entwurf, Technologie, Materialien und Optimierungsmöglichkeiten des energiesparenden Bauens werden systematisch und umfassend erläutert. Projektbeispielen zeigen die Anwendungsmöglichkeiten auf. Auch die Entwicklung des Niedrigenergiehauses in den letzten 15 Jahren wird mit Zeichnungen und vielen Fotos sowie Angaben zur Preisentwicklung dargestellt.

#### Aus dem Inhalt

- Umweltaufgabe Haus
- Vorgaben (f. energiesparendes Bauen)
- Planung
- Konstruktion der Hüllfläche
- Technik Heizung und Lüftung
- Solarstrahlung und Nutzung
- Optimierungsberechnung
- Überprüfungstechnologie
- Entwurf und Gestaltung
- Energiemanagement / Contracting
- Beispiele: energieoptimierte Häuser
- Fördermaßnahmen

#### Der Autor

Prof. Dipl.-Ing. Günther Simon ist Architekt, Bauphysiker und Sachverständiger sowie Berater für Niedrigstenergiehaustechnik.

Thorsten Klooster

#### Smart Surfaces

Intelligente Oberflächen und ihre Anwendung in Architektur und Design  
184 Seiten, 476 Abb., 213 in Farbe., Softcover  
Birkhäuser-Verlag, Basel, 2009;  
ISBN 978-3-7643-8811-9; 44,90 €

Ob leuchtende Tapeten, Strom erzeugende Vorhänge oder selbstreinigende Scheiben: Neuentwicklungen im Bereich der Oberflächentechnologien haben und werden zukünftig noch stärker als bisher die Möglichkeiten des Materialeinsatzes in Architektur, Innenarchitektur und Design beeinflussen. Intelligenten Oberflächen erweitern die Gestaltungsmöglichkeiten für Architekten und Designer umfangreich. Ihr Einsatz führt zu neuen Typologien und Konzepten, die auch den veränderten Ansprüchen an Gebäude und Design gerecht werden können.

Der Eindruck, den wir von einem Haus oder einem Gegenstand gewinnen wird immer häufiger durch die Oberflächenei-



genschaften bestimmt. Somit stellt sich für Gestalter auch die Frage der „Materialgerechtigkeit“ im Umgang mit den intelligenten Oberflächen neu.

Intelligente Oberflächen möchte diese Gestaltungsfelder in den kreativen Fokus der Planer und Gestalter rücken. Einen Schwerpunkt bildet daher die Darstellung konkreter Anwendungsmöglichkeiten. Planungsgrundlagen einschließlich Kosten-Nutzen-Erwägungen sowie baukonstruktive Fragen bis hin zu Konstruktionsdetails werden anschaulich und übersichtlich präsentiert. Die unterschiedlichen Werkstoffe werden vorgestellt, und deren Potenziale beurteilt. Intelligente Oberflächen bietet damit einen guten Überblick über die Thematik.

Ein Buch für alle, die sich von den Möglichkeiten innovativer Oberflächentechnologien inspirieren lassen möchten.

Institut für Bauforschung e.V. -IFB-, Hannover (Hrsg.); Martin Pfeiffer (Autor)

#### **Energetische Gebäudemodernisierung**

2., erw. Aufl.; ca. 300 S., zahlr. Abb., Tab., gebunden; Fraunhofer IRB Verlag, Stuttgart, 2010; ISBN 978-3-8167-8117-2; 74,00 EUR

Basierend auf der EnEV 2009 bietet der Band umfassende Grundlagen zum energieeffizienten Planen, Bauen und Betreiben im Gebäudebestand. Bauphysikalische Analysen, bau- und anlagentechnische Maßnahmen, nachhaltige Konzeptionen und qualitätssichernde und schadensvermeidende Prophylaxehinweise bis zu Kosten- und Nutzenanalysen werden aufgezeigt.



Das Buch erläutert die fachgerechte Aufnahme, Analyse und Bewertung vorhandener Bausubstanz. Auf der Grundlage der allgemein anerkannten Regeln der Technik werden typische energetische Schwachstellen

des Gebäudebestands und mögliche Maßnahmen für energieeffiziente Altbaumerneuerung dargestellt. Auch gebautechnische Anlagen werden detailliert behandelt.

#### *Aus dem Inhalt:*

- Einleitung und Begriffe
- Grundlagen zur energetischen Gebäudemodernisierung im Wohnungsbau

- Planen, Bauen, Betreiben und Rückbauen im Wohngebäudebestand
- Energie, Bauphysik und -technik zu Wohngebäuden
- Anlagentechnik
- Nachhaltige Modernisierungskonzeptionen
- Qualitätssicherung und Schadensvermeidung
- Bau- und Nutzungskosten
- Fördermittel und Gesetze zur energetischen Gebäudemodernisierung

#### *Der Autor*

Prof. Dr. Ing. Martin Pfeiffer ist GF Direktor des Instituts für Bauforschung e.V.

Alexander Müller

#### **Schallschutz in der Praxis**

Grundlagen – Recht – Fallbeispiele  
195 S., zahlr. Abb. und Tab., Kartoniert;  
Fraunhofer IRB Verlag, Stuttgart, 2009;  
ISBN 978-3-8167-7967-4; 25,00 EUR

Mangelnder Schallschutz ist eines der größten Probleme beim Wohnungsbau. Viele empfinden die Geräusche ihrer Nachbarn als störend. Nicht alle sind auf das soziale Verhalten, sondern auf Baumängel zurückzuführen.

Welche Handhabe hat man gegenüber solchen Lärmbelästigungen aus der Nachbarschaft? Wann liegt ein Baumangel vor? Inwieweit sind störende Geräusche zu akzeptieren?

Der Band wird vom Autor als Ratgeber für Laien und den Baufachmann verstanden. Er möchte Aufklärungsarbeit über das breite Thema Schallschutz leisten.

Der Autor erläutert auf verständliche Weise die baulichen Mindestanforderungen an den Schallschutz im Hochbau entsprechend den hierzu vorliegenden Normen, Richtlinien und Gesetzen, beschreibt in welchen Fällen ein Baumangel vorliegt, zeigt aber auch deutlich die Grenzen dieser Richtwerte auf.

Konkrete Abwehrmöglichkeiten gegen Lärmbelästigungen, wie sie das Bürgerliche Gesetzbuch vorgibt, werden dem Leser an die Hand gegeben. Eine Vielzahl von praktischen Fallbeispielen, die anhand von ausgewählten Gerichtsurteilen beleuchtet werden, geben einen Überblick über die aktuelle Rechtsprechung zum Thema Schallschutz und bieten eine Orientierungshilfe für konkrete Einzelfälle.

#### *Aus dem Inhalt:*

- Grundlagen
- Anforderungen an den Schallschutz

- Rechtliche Hintergründe zu Abwehrmöglichkeiten und Mängeln
- Fälle aus der Praxis

#### *Der Autor*

Alexander Müller, Dipl.-Ing. (FH). Projektleiter mit den Arbeitsschwerpunkten Schallschutz sowie Bau- und Raumakustik in der Abteilung Bauphysik eines Baukonzerns; Lehrbeauftragter für die Fächer Bauakustik und Raumakustik an der Hochschule für angewandte Wissenschaft und Kunst in Hildesheim, Fakultät Bauwesen.

Simon Roberts / Nicolò Guariento

#### **Gebäudeintegrierte Photovoltaik**

Ein Handbuch

184 S., 96 Abb. in Farbe., Softcover  
Birkhäuser Verlag, Basel, 2009;  
ISBN 978-3-7643-9949-8; 39,90 EUR



Die in dem Band vorgestellten Beispiele von gebäudeintegrierten Photovoltaiksystemen zeigen – ob sie nun gefallen oder nicht –, dass neue Technologien unweigerlich das architektonische Erscheinungsbild eines Hauses neu und teils ungewohnt prägen.

Die Notwendigkeit, vergleichsweise saubere Energiequellen zu finden, führte in den letzten Jahren zu einem enormen Wachstum bei der Entwicklung und Herstellung von Solarzellen und Photovoltaikanlagen. Diese sind künftig keine unschöne Zutat zu einem Gebäude, sondern sie werden zu einem integralen Bestandteil der Gebäudehülle.

Dieses Handbuch richtet sich an Architekten und Planer mit dem Ziel, die Photovoltaiktechnologie aus architektonischer Sicht als weitere Möglichkeit der Fassadengestaltung aufzuzeigen. Die meisten hier angeführten Beispiele sind Neubauten, die Anleitungen gelten jedoch genauso für die Modernisierung bestehender Gebäude.

Wolfgang Winter, Helmut Schöberl,  
Thomas Bednar

### **Holzbauweisen im verdichteten Wohnungsbau**

Konstruktion – Bauphysik – Kosten  
195 S., zahlr. Abb. und Tab., Gebunden  
Fraunhofer IRB Verlag, Stuttgart, 2005  
ISBN 978-3-8167-6437-3; 45,00 EUR



Der mehrgeschossige Holzbau hat in den letzten Jahren auch in Mitteleuropa enorme Fortschritte gemacht.

Mit der Erhöhung der zulässigen Anzahl von Geschossen in vielen Bauordnungen eröffnen sich ihm Gebäudekategorien des verdichteten Wohnbaus, für die es in dieser Region bisher kaum Beispiele gibt.

Das Buch stellt die Ergebnisse eines Forschungs- und Entwicklungsprogramms vor, in dem bekannte und neu entwickelte bautechnische Varianten für tragende Wand- und Deckenkonstruktionen untersucht und hinsichtlich der Kosten verglichen wurden. Hinzu kommen Ergebnisse ergänzender Grundlagenuntersuchungen zum Schallschutz und Feuchteverhalten an bestehenden Wohnbauten und an einem speziell errichteten Prototyp.

#### *Aus dem Inhalt:*

- Konstruktives Repertoire
- Bauphysikalische Performance
- Kritische Aspekte des TRagverhaltens
- Detailentwicklung
- Brandverhalten
- Kostenanalyse
- Prototyp

#### *Die Autoren*

Professor Dipl.-Ing. Wolfgang Winter, Bauingenieur und Architekt, Freiberufliche Tätigkeit als Tragwerksplaner in A, CH, D, F, Schwerpunkt Holzbau, Professor am Institut für Tragwerksplanung und Ingenieurholzbau (ITI) an der TU Wien.

Dipl.-Ing. Helmut Schöberl, Fachmitglied des ehem. Wiener Bauordnungsausschusses, Mitglied des Fachnormenausschusses FNA 175 Wärmeschutz von

Gebäuden und Bauteilen, Mitarbeit im Kontaktforum zur Harmonisierung der österreichischen Bauordnungen, Leiter eines Forschungs- und Planungsbüros, Baukostenexperte.

Dipl.-Ing. Dr. techn. Thomas Bednar, TU Wien, Mitglied in der WTA- und CEN-Arbeitsgruppe „Simulation wärme- und feuchtetechnischer Prozesse“, Vorsitzender der ÖNORM Arbeitsgruppe „Baufeuchte“.

InformationsZentrum Beton (Hrsg.)

Konzeption: Torsten Förster  
Textbeiträge: Oliver Herwig

### **Architekturpreis Zukunft Wohnen 2009**

Dokumentation des Wettbewerbs  
124 Seiten mit 130 meist farbigen Abbildungen und Plänen; Format 24 x 25 cm, Klappenbroschur. Wasmuth Verlag, Tübingen, 2009; ISBN: 978-3-8030-0802-2; 19,80 €

Für den vom Informationszentrum Beton organisierten Architekturpreis Zukunft Wohnen 2009 konnten Wohngebäude unterschiedlicher Kategorien eingereicht werden: Einfamilienhäuser, Umnutzungen, Geschosswohnungen, Studentenwohnungen.

Die Jury sortierte die eingereichten Arbeiten folgendermaßen:

- Wohnen in der Stadt
- Wohnen auf dem Land
- Wohnen im Bestand
- Wohnen in der Gemeinschaft
- Wohnen und junge Architekten
- Wohnen und Fertigteilbau

188 Projekte wurden eingereicht. Die prämierten werden in dem Band vorgestellt. Die Ansprüche waren hoch gesteckt: „... die Zukunftsfähigkeit der jetzt neu errichteten Wohnhäuser zu hinterfragen und in den Mittelpunkt der architektonischen Diskussion zu stellen.“ Gefördert sollen „intelligente und innovative Konzepte“ werden. Der Verlag: „Exemplarisch geben diese (Projekte) Antworten auf wichtige aktuelle Fragen des Wohnungsbaus: Wie wohnen wir in den Städten? Welche Bedeutung hat das Haus im Grünen jetzt und in Zukunft? Heißt zukunftsfähiges Wohnen auch, die soziale Nähe zu fördern? Wie schaffen wir lebens- und auch sehenswerten Wohnraum innerhalb gewachsener Strukturen? Bauen junge Architekten anders? Wenn ja, wie sieht dann der Wohnungsbau von morgen aus?“ Sicherlich haben die prämierten Arbeiten ein hohes ästhetisches und bautechnisches Niveau. Durchweg – eine Ausnahme

ist ein sozialer Wohnungsbau in Göttingen – zeichnen sie sich aber vor allem durch ihr hochpreisiges, wie desinfiziert wirkendes Design aus, eine kühle Strenge, und man vermag nicht zu erkennen, worin ihr Beitrag für die o.g. Fragen besteht.

Uwe Schröder (Hrsg.)

### **Die Idee der Stadt / L'idea della città**

Text: Deutsch/Italienisch. 3 Bde.: Bd. I: Dokumente, Bd. II: Dokumente (DVD), Bd. III: Materialien. 652 (364 + 32 + 256) Seiten mit 256 meist farbigen Abbildungen; Format 21 x 21 cm. Hardcover; Wasmuth Verlag, Tübingen, 2009; ISBN 978 3 8030 0703 2; 49,90 €

Der Herausgeber Uwe Schröder in der Einführung zu dem Band: „Der architektonische Rationalismus geht von der Annahme aus, dass Architektur auf zeitlosen Regeln und Gesetzen gründet. Dieser in der Disziplin der Architektur selbst verankerte Kanon transhistorischer Verbindlichkeiten gilt der Rückbesinnung als diejenige letzte Instanz, die aus der ästhetischen Krise der modernen Architektur und ihrer Stadt-Vergessenheit herausführt. Das historisch offene Projekt rationalistischer Architektur sieht sich gegenwärtig, im globalen Zeitalter, erweiterten Fragen und neuer Sorge um die Stadt gegenüber.“

Die dreibändige Edition, die in der Nachfolge des Kölner Kongresses „Die Idee der Stadt. Konzepte einer rationalistischen Architektur“ vom September herausgegeben wurde, konfrontiert die Idee des Rationalismus in der Architektur mit den großen zeitgenössischen Fragen, die sich an den Entwurf und das Bauen in der Gegenwart richten. Architekten, Architekturtheoretiker, -historiker und -kritiker stellen in ihren Beiträgen überkommene und erneuernde Theorien, Konzeptionen und Ideen einer Architektur der Stadt vor.

Wie bei einem Band zu einem Kongress nicht anders zu erwarten, besteht zwischen den einzelnen Beiträgen kein wechselseitiger Bezug, aus dem heraus sich bestimmte Theorien oder Grundlinien abzeichnen könnten, zumal sich die zu Wort kommenden Architekten auf eigene Bauten beziehen. Der Band versammelt aber ein breites Gedankenspektrum zu den Schnittstellen zwischen Architektur und Stadtplanung. ■

JOACHIM BRECH

## Impressum

### wohnbund-informationen

Mitgliederzeitung des wohnbund e.v.  
Herausgeber und Redaktionsadresse:

wohnbund e.v.  
Aberlestraße 16/Rgb  
81371 München  
Telefon 089-74 68 96 11  
Fax 089-7 25 50 74  
E-Mail: info@wohnbund.de

Redaktion: Joachim Brech, Heike Skok  
Fotos + Abbildungen: siehe Fotonachweis rechts

Erscheinungsweise: zwei bis viermal jährlich

Preis: Für wohnbund-Mitglieder kostenlos,  
Einzelexemplar: € 12,- + Versand

Sammelbestellung (ab 10 Exemplare): € 8,- pro Exemplar zzgl. Versandkosten

Abo-Bestellung: per E-Mail, Telefon oder Fax an die Redaktionsadresse

Layout und technische Bearbeitung:  
Bernd Hüller, info@offset-service.de

Druck: Druckwerkstatt Kollektiv Offsetdruck & Verlag GmbH, Darmstadt

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion oder des wohnbund-Vorstandes wieder.

## Fotonachweis

- S. 1, 3, 48/49: Wohnbaugenossenschaft wagnis eG München  
S. 1, 6 – 11: Fotograf Manfred Vollmer, Essen  
S. 1, 12: ELBE&FLUT; Quelle: HafenCity Hamburg GmbH  
S. 1, 14, 47: © www.biotope-city.net  
S. 16: Architekt ..., Fotograf  
S. 1, 17, 54-59: M.Seidl, U. Vlasak, W. Vogelhuber; Sozialbau; Scheifinger & Schönfeld ZTG  
S. 20 – 28: Archiv Amman/Cosel  
S. 1, 30 – 32: Archiv Joachim Reinig  
S. 38: © www.biotope-city.net  
S. 39: Hubert Riess  
S. 40: KLH Massivholz GmbH, Katsch/Mur  
S. 44/45: Architekturhaus Wiener Straße, Graz  
S. 45: Braun Publishing AG, Fotograf Peter Hyatt  
S. 47: © www.biotope-city.net  
S. 50: IBOS GmbH

## MITGLIEDSCHAFT IM WOHNBUND

- Kostenloses wohnbund-Info
- Kostenloser oder preisreduzierter Zugang zu allen unseren Fachveranstaltungen
- Kostenlose Vermittlung von Kontakten bei speziellen fachlichen Fragen aus dem Bereich der Wohnpolitik, Planung, Projekt-, Stadt- und Siedlungsentwicklung (im Rahmen unserer Möglichkeiten)
- Interessante Begegnungsmöglichkeiten in einem Netzwerk von Fachleuten
- Internet-Service für Mitglieder: Homepage und E-Mail im wohnbund-Netzwerk: [www.wohnbund.de](http://www.wohnbund.de)

## JAHRESBEITRAG

- Regelbeitrag € 95,-
- Studierende/Erwerbslose € 35,-
- Büros und Institutionen nach Vereinbarung

Beitrittsformular siehe rechts, im Internet abrufen oder bei der Geschäftsstelle anfordern.

## Themenschwerpunkte der nächsten wohnbund-informationen in 2010:

- 3-2010 „Internationale Stadtquartiere“ – eine Tagungsdokumentation



Fax: 089 - 725 50 74

wohnbund e.v.  
Aberlestr. 16/Rgb.  
81371 München

## BEITRITTSERKLÄRUNG

Ich/wir möchte/n Mitglied im wohnbund e.v. werden

Name \_\_\_\_\_ Vorname: \_\_\_\_\_

Firma/Büro/Institution \_\_\_\_\_

Straße/Hausnummer \_\_\_\_\_ PLZ \_\_\_\_\_ Ort \_\_\_\_\_

Tel (Büro) \_\_\_\_\_ Tel. (priv.) \_\_\_\_\_ Fax \_\_\_\_\_

E-Mail: \_\_\_\_\_

Die Mitgliedschaft soll gelten ☐ Für mich als Person ☐ Für die o.g. Institution, die ich hiermit vertrete

Zum Beitragssatz von:

☐ Normalbeitrag 95,- € ☐ Ermäßigter Beitrag 35,- € ☐ Büros und Institutionen nach Vereinbarung

Ort \_\_\_\_\_ Datum \_\_\_\_\_ Unterschrift \_\_\_\_\_

Wir bitten um jährliche Zahlung nach Rechnungsstellung oder Teilnahme am Einzugsverfahren, um die Buchungsvorgänge und den Verwaltungsaufwand zu reduzieren.

Wenn Sie am Einzugsverfahren teilnehmen möchten, bitte ausfüllen und zurückschicken:

### – Ermächtigung zum Einzug von Forderungen durch Lastschriften –

Name des Zahlungsempfängers: **wohnbund e.v.**

Name und Anschrift der Kontoinhaberin/des Kontoinhabers \_\_\_\_\_

Hiermit ermächtige ich Sie widerruflich, die von mir zu entrichtenden Zahlungen für meinen Mitgliedsbeitrag bei Fälligkeit zu Lasten meines Kontos durch Lastschrift einzuziehen:

Kontonummer \_\_\_\_\_ BLZ \_\_\_\_\_ Name der Bank \_\_\_\_\_

## FÜR IHRE NOTIZEN

